Paed. 149 ~~uc~~
Paed. Pr.
1181
Grimmelden

<36628765390015

<36628765390015

Bayer. Staatsbibliothek

Gemählde
aus der Jugendwelt
in
moralischen und unterhaltenden
Erzählungen.

Mit Kupfern.

Nürnberg,
bei Gustav Philipp Jacob Bieling.
1826.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm der gute Sohn.

Eine einsame Hütte stand verborgen im Dickigt einiger Nußbäume, welche sie beschatteten, ohnfern einer Mühle, wo ein reicher Besitzer hauste, der aber nicht mitleidig auf die Stimme der Armuth hörte, nicht den kleinsten Theil seines Ueberflusses, dem darbenden Bruder genießen ließ, sondern durch einen wohlabgerichteten Kettenhund die schüchternen Hülfsbedürftigen von seiner Wohnung entfernt hielt. Ihm gehörte auch jene Hütte mit ihrer beschränkten Umgebung, welche in einem nett umzäunten Gärtchen und einem Fleckchen Wiese bestand. In diesem Häuschen wohnte ein betagtes Elternpaar mit ihrem Sohne. Pünctlich mußten diese Leute ihre Miethe vierteljährig in die Mühle bringen und es geschah trotz ihrer Armuth: denn sie besaßen auch einen großen Reichthum — einen guten Sohn. Wilhelm war ihre Stütze, ihr Ver-

sorger, ihr Trost. Von 6 Kindern war er alleine übriggeblieben, auf ihm lag die ganze Last kindlicher Sorge und ihr lebte er auch ausschließend. Er pflegte den kränklichen Vater, die halbblinde Mutter, er baute das Gärtchen, versorgte die Hüner und die beiden Ziegen und verwandte seine müssigen Stunden, so wie die langen Winterabende, auf Verfertigung allerlei hölzerner Geräthschaften und Instrumenten für die Mühle. Der Segen von Oben begleitete all sein Thun: denn er war fromm und gut, heiter und freundlich, unermüdet und rüstig. Es gelang ihm, immer so viel zu erübrigen, daß er die Miethe richtig bezahlen, und die Eltern vor Mangel schützen konnte. Aber bei den ersten Strahlen der Sonne verließ er früh sein Lager, beobachtete bei seinen Arbeiten regelmäßige Ordnung und wußte von keinem andern Vergnügen, als in der Nähe der geliebten Eltern zu leben, zu wirken und ihre dankbaren nnd liebevollen Aeußerungen zu empfangen. Dies war sein Lohn, seine höchste Freude. Nach dieser kam der schuldlose Genuß in der Natur, für welchen sein Gemüth tiefe Empfänglichkeit besaß, und konnte er nach einem wohlvollbrachten Tagewerk heiter zurückblicken auf die nützlich verlebten Stunden, zeigte

sich ihr Segen in der Miene der Eltern, in der Vermehrung ihres kleinen Vorraths oder ihrer wenigen Baarschaft: o wie unnennbar glücklich fühlte sich dann Wilhelm! — Doch der liebe Himmelsvater fand für gut, seine kindliche Liebe und Treue auf eine schwere Probe, aber auch seine Tugend in ein noch glänzenderes Licht zu stellen.

Es kam ein nasses Jahr und auch in seinen Beeten stand immer hoch das Wasser. Die Pflanzen vermoderten, die Wiese war größtentheils überschwemmt, die Ziegen erkrankten von dem nassen Futter und an einem Morgen fand Wilhelm beide tod im Stalle hingestreckt. — Bald wäre auch er bewußtlos hingesunken. Was sollte er nun beginnen? — Die Ziegenmilch, jetzt fast ihre einzige Nahrung war mit dem Verluste der Thiere dahin, und das Ereignis selbst würde die Eltern tief erschüttert, und ihre schwankende Gesundheit, welche ohnehin durch die Sorgen eines Misjahrs litte, vielleicht ganz zerstört haben. Es ermannte sich der 15jährige Jüngling, trocknete sich die Augen, holte aus der kleinen Vorrathskammer den Rest Milch vom vorigen Tage und eröffnete den Eltern beim

Frühstücke vorsichtig: daß der Mangel an gutem Futter, auch Mangel an Milch zur Folge hätten und daß er also täglich in der Mühle welche zu bekommen suchen würde. „Guter Sohn" sagte der Vater „wenn du sie nicht bezahlen kannst, so erhältst du nichts, ich kenne den Müller." Doch Wilhelm beurtheilte die Menschen nach sich, und bauete auf diesen Wahn eine große Hoffnung. Wirklich ging er zu jenem reichen Manne, erzählte ihm sein Unglück und bat — nicht um Milch — sondern daß er die 1/4jährige Miethe erlassen möchte, damit er von dem dazu zurückgelegtem Gelde ein paar andere Ziegen kaufen könne. Diese Bitte brachte den hartherzigen Menschen in gewaltige Wuth. Er ergrif eine Peitsche, die auf der Bank lag, öffnete die Thüre und jagte den erschrockenen Jüngling unter einem Strom von Scheltworten mit einigen Hieben hinaus. Zitternd am ganzen Leibe, befand sich nun der arme Wilhelm in einer schrecklichen Lage. Entsetzlich getäuscht, sah er seiner Eltern Unglück unvermeidlich, denn ach! er kannte Niemand, zu dem er in der Noth seine Zuflucht nehmen konnte und doch mußte geholfen werden, wenn sie nicht verhungern sollten: denn Alles, Alles war in der Hütte aufgezehrt. Er setzte sich auf ei-

Wunder inv: del et sc.

nen Baumstamm und weinte bitterlich. Da fuhr der Eigenthümer des nächsten Landsitzes, der in der Stadt Geschäfte gehabt hatte und davon zurückkehrte, vorüber. Bei dem durch anhaltend schlechte Witterung grundlos gewordenen Wege wankte die Kutsche. (eben als sie in Wilhelms Nähe kam) und fiel an ein Felsenstück mit solcher Gewalt hin, daß ein paar Räder von der Achse sprangen und alles krachte. Der Herr hatte den Fuß gebrochen, noch einige Quetschwunden erhalten, und jammerte sehr. Wilhelm eilte hinzu und half dem Bedienten den armen Verlezten aus dem Wagen ziehen und auf den Rasen hinlegen. Dann lief er in die Mühle, holte einige starke Männer, welche auf einer Trage, die sie schnell aus Baumzweigen flochten, den Leidenden in des Müllers Wohnung bringen wollten. „Nicht zu dem rohen Mann!“ rief dieser „ich zahle euch, was ihr verlangt, wenn ihr mich in mein Schloß bringt und du Junge! — sagte er zu Wilhelm — lauf voran und laß Anstalten treffen, daß ein anderer Wagen mir entgegen fährt, du sollst dafür reichlich belohnt werden.“ Die Schnelle und Pünctlichkeit mit welcher er diesen Auftrag besorgte, trug ihm einen blanken Thaler und das Wohlgefallen des Edelmanns

ein. Voll Freude kehrte Wilhelm zu seinen Eltern zurück und nun, da er ein glückliches Ereigniß ihnen mittheilen konnte, verschwieg er auch die unglücklichen Begebenheiten, als den Tod der Hausthiere und das Betragen des Müllers, nicht. „Laßt's gut seyn Vater!" sagte er, als dieser dennoch über jenen Verlust klagte, „die Bekanntschaft des Edelmanns ist gewiß von günstigen Folgen. Ihr könnt nicht glauben wie gut er ist. Er hat mir beim Abschied die Hand gedrückt und geäußert: „wir sprechen uns bald wieder." Dabei sah er so freundlich aus, als es nur immerhin die großen Schmerzen, die ihm sein gebrochenes Bein und seine Wunden verursachten, zuließen und — betrachtet nur noch einmal hier den herrlichen blanken Thaler, den er mir gegeben. Doch geschwind, ehe die Mutter wieder ins Zimmer tritt, es möchte sie sonst zu sehr schmerzen, daß sie das schöne Gepräge nicht recht erkennen kann. Die arme Mutter! — ach, sie muß ohnehin so viele Freuden entbehren. Sie sieht nicht die schöne Morgenröthe, der Sonne leuchtender Strahl blendet sie und macht ihr Schmerzen, sie erkennt nicht der Blumen mannichfache Farben, nicht die bunten Flügel des Schmetterlings und nicht das Funkeln der blinkenden

Sterne. Sie ist sehr unglücklich!" — Du hast recht mein Sohn! sprach der Alte und große Thränen träufelten über seine Wangen. Doch laß uns nicht murren, geht uns doch die liebe Mutter selbst mit schönem Beispiele voran. Ruhig erträgt sie die von Gott ihr bestimmte Prüfung und dankt dem Ewigen mit mir für den Besitz eines so guten Sohnes." Bei diesen Worten legte der Vater die eine Hand segnend auf Wilhelms Haupt, während dieser die andere an sein Herz drückte.

Einige Wochen vergiengen. Wilhelm glaubte sich von dem Edelmann ganz vergessen und Trauer erfüllte sein Gemüth, denn der Vater war bettlägerig geworden, die Unfruchtbarkeit des Jahres dauerte noch, es ließ sich nichts dem Gärtchen abgewinnen und der blanke Thaler war für die nothwendigsten Bedürfnisse und für einige Erquickungen, welche der Kranke erhielt, verwendet. Schwer schlug Wilhelm das Herz in der beklommenen Brust und eben überlegte er bei sich selbst, ob er ohne Aufforderung zu dem freundlichen Herrn gehen und Hülfe von ihm erbitten sollte, oder nicht. Die kindliche Liebe kämpfte mit dem schmerzlichen Gefühle — betteln zu müs-

sen. Da erschien ein Bote von Jenem und beorderte ihn, sich zu ihm zu begeben. Ein Hoffnungsstrahl erheiterte Wilhelms trübe Seele und er machte sich sogleich auf den Weg. Der Edelmamn saß in seinem Lehnstuhl, den halb geheilten Fuß auf einem gepolsterten Schemel ausgestreckt, und begrüßte freundlich den Eintrettenden. „Du gefällst mir braver Junge", sagte er zu ihm, „ich will dich in meine Dienste nehmen, du kannst meinen Garten besorgen, denn ich höre, du hast dein eignes Gärtchen mit vielem Fleiß gebaut und ich habe einen Gärtner nöthig. Du sollst gute Tage bei mir haben und nicht Ursache finden, deinen Entschluß zu bereuen; aber freilich mußt du dich von deinen Eltern trennen: denn für sie habe ich nicht Platz." Wilhelm erwiederte bescheiden, aber entschlossen: „Gnädger Herr! Ihr Zutrauen ist mir sehr erfreulich, gerne würde ich es durch treue Dienste zu verdienen suchen, aber — ich kann nicht." Und warum nicht? fragte ernst und verstimmt der Baron. „Zuhaus liegt mein Vater an großer Schwäche darnieder; meine Mutter entbehrt ihr Augenlicht, ich kann sie nicht verlassen", antwortete Wilhelm. „Nun dann kann ich dich freilich nicht zurückhalten", versetzte jener, „folge

also der Stimme der Pflicht und bleibe bei ihnen.“ Damit gab er ihm ein Zeichen, daß er sich entfernen sollte. Aber in Wilhelms Seele bildete sich ein Entschluß, den er mit der Beredsamkeit eines Unglücklichen, der seine lezte Hoffnung schwinden sieht, dem Edelmanne vortrug. „Gestatten Sie mir“, bat er dringend, „einige Stunden des Tags der Bearbeitung und Pflege Ihres Gartens und die übrige Zeit meinen Eltern widmen zu dürfen, ich will gewiß mit verdoppeltem Fleiß meine Geschäfte hier und dort besorgen.“ Junger Mensch! was versprichst du! sagte der Edelmann, hast du den Weg ermessen, den du dann täglich viermal zurückzulegen hast? (das Bergschloß war beinahe eine starke Stunde von Wilhelms Hüttchen entfernt). „Ich habe alles reiflich erwogen“, erwiederte dieser, und bin glücklich, wenn Sie mir Ihre Zusage geben.“ Es sey, versezte der Baron. Wir wollens versuchen. Morgen kannst du gleich dein Amt übernehmen; und nun Adjeu! Wilhelm zögerte fortzugehen. „Was ists? fragte sein neuer Gebieter, hast du noch Etwas auf dem Herzen?“ Thränen entstürzten Wilhelms Augen. Er ergrief in höchster Bewegung beide Hände des Edelmanns und stieß die Worte hervor: „Wir haben nichts zu essen

ich bitte um einen kleinen Vorschuß des Soldes, den Sie mir geben wollen." Gerührt zog Jener seine Börse aus der Tasche und drückte dem erstaunten Jüngling ein Goldstück in die Hand. „Gott, Sie haben sich vergriffen"! rief dieser. Nicht doch, erwiederte der Baron, wir wollen schon zu seiner Zeit abrechnen und damit verabschiedete er abermals Wilhelm. Der beglückte Sohn eilte nun in den nächsten Marktflecken und kaufte ein, was dem schwachen Vater zur Bekräftigung und dem kleinen Hauswesen zur Nothdurft dienen konnte. Reichbeladen kam er in die elterliche Hütte und theilte seine gemachten Erfahrungen, seine gefaßten Entschlüsse mit. Die Vorstellung, was er bei einem so gütigen Herrn durch Pflichttreue verdienen und damit seinen Eltern wohlthun könne, machte ihn unbeschreiblich glücklich. „Guter Sohn"! sagte gerührt die Mutter: „Du hast viel versprochen; wirst du es ausführen können? werden deine Kräfte ausreichen? — wenn sie ein Opfer deiner Kindesliebe würden!" — sie hielt inne und das verdunkelte Auge näßte die Thräne mütterlicher Sorge. Wilhelm versetzte: „Seyd ruhig liebe Mutter! Gott wird mich stärken." Ja er wird dich stärken und segnen! erwiederte Jene, und drückte den

guten Sohn an ihr Herz. Der Vater faltete die Hände, und die leise Bewegung der Lippen verrieth das Gebet, das für Wilhelm zum Thron der Gottheit empor stieg.

Manche Veränderung zog Wilhelms neues Verhältnis nach sich. An die Stelle der verlohrnen Ziegen kamen keine Neuen. Gärtchen und Wiese wurden nicht mehr benützt. Wilhelm konnte immer von dem Marktflecken, der nah am erwähnten Edelsitz lag, ihre einfachen Bedürfnisse beziehen, und die Zeit, welche er zuhause verlebte, widmete er ganz der Pflege der Eltern. Unermüdet trat er täglich, wenn im Gärtchen alles Nöthige besorgt war, seine Wanderung nach jenem Schloße an. Oft floß ihm der Schweis von der gebräunten Stirne, wenn ihm auf dem baumleeren Wege kein Schatten erquickte und gegen die heißen Strahlen der Mittagssonne ihm Schutz bot. Oft drohte Hitze und Mattigkeit ihn zu Boden zu drücken, wenn er den steilen Berg hinauf keuchte und er mußte sich dann unter den ersten Baum hinwerfen und sich einige Minuten Erholung gönnen: dann aber gieng er mit eisernem Fleiß an die Arbeit, bei wecher ihm oft sein Herr mit sichtlichem Wohlgefallen

beobachtete. Auch gedieh alles treflich unter seiner Hand. Ja es schien ein eigener Segen bei seiner Thätigkeit zu seyn und der Spätsommer vergütete durch fruchtbare Witterung, was vorher die nassen Monate verwüstet hatten. Hier entstanden unter seiner Pflege Beete von vielfarbigen Levkoien, dort rankten sich blühende Wicken buschweise um die Stämme der reichbeladenen Obstbäume. Hier wölbte sich die Geisblattlaube immer dichter, dort luden die mit zartem Flaum angehauchten Pfirsiche ein, sie vom Zweig zu brechen; hier reiften unter Glasglocken süße Melonen, dort zeigten sich Felder von wohlschmeckendem Kohl und Kraut und die Feuerbohne schlängelte sich mit Blüthe und Schotte an der Gartenmauer hinan. Auch war das Glashaus voll seltener Gewächse, welche größtentheils üppig blühten und eine besondere Vollkommenheit erreichten. Der Besitzer dieses Gartens erkannte Wilhelms Verdienste um denselben und gab ihm eine anständige Belohnung, von welcher der gute Sohn mit himmlischer Freude seine Eltern hinreichend verpflegte und von diesen immer dankbar gesegnet wurde. Der Edelmann hatte schon viel von Wilhelms kindlichen Tugenden gehört und im Stillen auch einen Plan zu seinem Glück

entworfen, doch war noch nicht die Zeit zur Ausführung derselben vorhanden.

An einem Abend, als Wilhelm nach vollbrachtem Tagewerk im Garten, zu seinen Eltern zurückkehren wollte, wurde er von dem Herrn des Schlosses in dessen Zimmer beschieden, und von ihm also angeredet: „Mein Sohn! du mußt dich entschließen, mir ein großes Opfer zu bringen. Ich kann dich unmöglich nur halb in meinem Dienst behalten. Du bist mir fast unentbehrlich geworden und ich möchte dir gerne noch mehr Geschäfte übertragen, denn ich sehe, daß ein eigenes Glück bei deinen Unternehmungen ist. Du sollst reich belohnt werden, aber du mußt deine Eltern irgendwo anders unterzubringen suchen und dann ganz bei mir leben." Wilhelm war betroffen. — Die geliebten Eltern fremder Pflege anzuvertrauen! — wie hätte er dies gekonnt? und doch — war es nicht Undank, die Wünsche seines gütigen Herrens unerfüllt zu lassen? — Den Blick zum Boden geheftet, vermogte er nichts zu erwiedern. „Nun, was ist dein Entschluß? begann der Edelmann wieder. „Gnädger Herr"! stammelte Wilhelm, „es war mein höchster Ge-

muß, nach redlich hier vollbrachter Arbeit den Lohn dafür am Abend in dem Umgang meiner Eltern zu finden, für ihre Bequemlichkeit Sorge zu tragen und des nächsten Tages Bedürfnisse für sie herbeischaffen zu können. Diese Aussicht stärkte mich, daß ich freudig jede Arbeit unternahm und keine Mühe, keine Anstrengung scheute. Es würde mir unmöglich seyn, dies künftig zu unterlassen, auch würde die Vorstellung von ihrer Sehnsucht nach mir, unaufhörlich mich beunruhigen und jedes Glück mir verbittern. — Ich kann nicht in Ihre Vorschläge einwilligen und sollte ich mir Ihren ganzen Unwillen zuziehen." Nun gut, erwiederte der Baron erzürnt, du hast es dir selbst zuzuschreiben, daß du eine einträgliche Stelle verliehrst, ich muß sie einem andern übergeben, der sich mir ganz widmen kann. Mit diesen Worten gieng er schnell aus dem Zimmer und Wilhelm folgte traurig. So war denn das, für ihn wohl mühevolle, aber durch den Erfolg segensreiche Verhältniß aufgehoben! wo sollte er Ersatz suchen und finden, für das, was er verlohren hatte? Von seiner Einnahme hatte er wohl ein Sümmchen erspart, „doch wie weit wird dies reichen", fragte sich Wilhelm, „wenn ich nicht so glücklich bin, eine andere

Gelegenheit, mir Etwas zu verdienen, ausmitteln zu können?" —

Sinnend, mit schwerer Soege belastet, wandelte er diesmal nach Hause; verbarg aber den Eltern seinen Kummer und wollte sie erst dann von der Veränderung seiner Lage in Kenntnis setzen, wenn er eine andere tröstende Hoffnung in ihnen zu erwecken im Stande seyn würde. Kaum befand er sich zu Hause, als der Müller erschien und mit trocknen dürren Worten den Bewohnern des Hüttchens ankündigte: daß sie dasselbe binnen 24 Stunden verlassen müssen, indem er andere Miethsleute bekäme, welche ihm mehr eintragen würden. Schrecken und Jammer verbreiteten sich bei dieser Nachricht auf den Gesichtern und Wilhelm glaubte die Last seines gedoppelten Unglücks kaum ertragen zu können. Doch der alte Kernspruch: wo die Noth am größten, ist Hülfe Gottes am nächsten! fiel ihm bei. Ein Blick nach Oben und Muth und Vertrauen kehrten wieder in sein Innres zurück. Er bat den Müller, die Frist nur um einen Tag zu verlängern, allein auch dies war umsonst. „Nun, in Gottes Namen:" rief der entschlossene Jüngling, „mö-

gen die wenigen Thaler, die ihr mehr bekommt, nicht lastender auf eure Seele fallen, als auf die meinige jetzt eure Hartherzigkeit," und zu seinen weinenden Eltern gewendet, sagte er; „Vater, Mutter! verzagt nicht, Gott läßt keinen Vogel ohne eines Baumes beschirmendes Obdach; er wird auch für euch sorgen!" Der Müller, beruhigt durch das Versprechen, daß sein Wille erfüllt werden würde, entfernte sich und nun tröstete Wilhelm die gebeugten Eltern mit dem Entschluß: bei dem Edelmann Rath und Hülfe zu suchen. Im Stillen entwarf er aber einen andern Plan. In dem Marktflecken gab es einige Fabriken, und immer fehlte es, wie er öfters gehört hatte, an Arbeitern. Hier wollte er sich und seine Kräfte, im eigentlichen Sinne verkaufen, um seinen Eltern Wohnung und Nahrung zu verschaffen. So müde er war, so hörte er doch weder auf die Vorstellung seiner besorgten Mutter, noch auf die Stimme der ermatteten Natur: sondern gieng noch an demselben Abend, nach jenen Ort. Es gelang ihm eine Stelle für sich zu erhalten, die eigentlich für zwei bestimmt war. Er dachte: doppelte Arbeit, doppelter Lohn! und nachdem er freudig in jede Bedingung eingewilligt hatte, wollte er zu seinen

Eltern zurückkehren. Doch weiter trugen ihn seine Füße nicht, als bis in die Nähe des Bergschlosses, an welchem sein Weg ihn vorbeiführte. Er warf sich hier auf das schwellende Moos nieder und flehte zu Gott um verstärkte Kraft, damit er seinen Weg vollends zurücklegen, und künftig seine übernommenen Obltegenheiten erfüllen könnte. Der Mond beleuchtete die Gegend, die vor ihm lag, ein sanftes Lüftchen säuselte im Gipfel der Bäume, die Sumpfbewohner ließen ihr Abendlied ertönen und süßer erquickender Duft stieg von der nahen Wiese empor. Das Bewußtseyn erfüllter Pflicht mit dem ganzen reichen Lohn, den es ertheilt, kehrte in Wilhelms Seele ein, die sich allen Genüßen der Natur und der Andacht öffnete. Er feierte hier, troz einer schmerzlichen Ermüdung, troz Hunger und Durst eine glückliche halbe Stunde. Zwar erwachte dazwischen die oft beschwichtigte Sorge für die Zukunft, und die Natur behauptet ihre Rechte durch unangenehme körperliche Empfindungen: doch des seltenen Jünglings hohe Seelenstärke kämpfte diese und jene immer wieder nieder.

Zufällig hatte der schöne Abend den Edelmann aus seiner Wohnung ins Freie gelockt. Er stieg die Rasen-

stufen des Bergs herab und wollte an dem Ufer eines kleinen Flußes, der sich vorbei schlängelte und in dessen sanft bewegten Wellen sich der volle Mond und die funkelnden Sterne spiegelten, lustwandeln. Dann näherte er sich der Stelle, wo Wilhelm ruhte. Er hörte ein Flüstern, stand still, lauschte und vernahm des Jünglings frommes Gebet, seine Sorgen, seine Tröstungen, mit denen er sich selbst wieder aufrichtete. Wilhelm sprach unter andern: „Morgen um diese Zeit habe ich hoffentlich, die für meine armen Eltern höchst beschwerliche Reise nach dem Marktflecken zurückgelegt. Sie werden in ihrer ärmlichen Wohnung seyn, aber, ach Gott! noch ohne alle Bequemlichkeit. Wer schaft mir unser bischen Habe dahin? muß ich nicht vor allen für die mir theuern Wesen selbst sorgen, auf daß nicht wieder eine neue Roheit sie kränke! Doch vielleicht finde ich morgen eine mitleidige Seele, die mir auf diese oder jene Art beisteht! Wär ich nur jetzt nicht so ermattet, hätte ich nur etwas Weniges, meinen nagenden Hunger und brennenden Durst zu stillen: dann würde ich neugestärkt zu meinen Eltern zurückkehren können, die schon wegen meiner besorgt seyn werden. O wüßte es der Herr des Schlosses dort oben, er würde

mich Hülflosen gewiß nicht in gänzlicher Verlassenheit vergehen lassen! ich will es versuchen den Berg hinauf zu steigen." —

Der Edelmann war indessen Wilhelm so nahe gekommen, daß er ihn erkennen konnte, und im Innersten erschüttert, durch das, was er gehört hatte, trat er hervor, faßte den darüber erschrockenen Jüngling bei der Hand und sagte mit milder Stimme: bleibe mein Sohn! ich will dir Speiße und Trank herunter senden, stärke dich und gehe dann heim in Frieden. Doch was ist Zweck und Ursache deiner morgenden Wanderung, von welcher du so eben sprachst? „Wilhelm erzählte, was ihm seit gestern begegnet war und was er zu thun entschlossen sey. Der Baron erstaunte. „Gut, sagte er mit unterdrückter Rührung, ich billige dein Vorhaben und wünsche dir Glück dazu, nun aber will ich dich nicht länger aufhalten, bald soll dir Etwas zur Labung gebracht werden." Bald darauf kam ein Diener aus dem Schlosse, und reichte dem erschöpften Wanderer Brod und Wein, das er mit innigem Dank gegen Gott und dem irdischen Geber genos, dann seinen Rückweg wieder antrat und vollends glücklich zurücklegte.

Der Edelmann hatte von Wilhelm die Stunde erkundet, in welcher er am folgenden Tag mit seinen Eltern am Fuße des Berges, auf dessen Gipfel sein Schloß stand, vorbei kommen würde. Mühsam schleppte sich der kränkliche Vater an seinem Stabe fort, und die Mutter leitete vorsichtig des treuen Sohnes Hand, damit kein Stein im Wege ihren Gang hemme und ihren Fuß verletze, und seine frommen Tröstungen, seine heitern Vorstellungen machten die Seufzer der Eltern verstummen und ihre Thränen versiegen. Oft ruhten sie und sammelten ihr bischen Kraft von Neuem, dann öffnete Wilhelm seinen Quersack und erquickte die betagten Pilger, mit dem kleinen Vorrath, der sich darinnen befand. Endlich waren sie bei dem Gebieth des Edelmanns angelangt. Sie hatten kurz vorher einen Ruhestein gefunden und dort verweilt: also wollten sie vorüber gehen. Da wurden sie plötzlich durch einen Diener angehalten und in ein kleines Häuschen geführt, das am Wege stand und einem Taglöhner gehörte, welcher mit seiner Familie eben um einen großen Napf Milchsuppe saß und die Eintretenden herzlich einlud, mit ihnen zu essen. Der Bediente äusserte: daß die Fremden hier den Herrn erwarten und

ein wenig ausruhen möchten. Sie folgten also dem gutmüthigen Anerbiethen und genoßen etwas Suppe. Endlich kam der Edelmann. Mit herablassender Güte schüttelte er den beiden Alten die Hand und hieß sie bei sich willkommen. Dann gieng er auf Wilhelm zu, betrachtete ihn einige Augenblicke mit stummer Rührung und hub dann an, indem er ihn sanft auf die Schulter klopfte: „sey auch du mir gegrüßt frommer treuer Sohn! deine kindliche Liebe, deine Tugend ist schon lang der Gegenstand meines innigsten Wohlgefallens. Ich weis alles, was, seit ich an der Mühle den großen Unfall erlitt, mit dir vorgegangen ist. Einer von des Müllers Knechten, ein braver Bursche, der mich damals mit noch drei seiner Kameraden in mein Schloß brachte, und den ich nachher in meine Dienste nahm, sprach öfters mit mir von deinem stillen Fleiß, von deiner unermüdeten Sorge für deine Eltern, weswegen er dir herztich gut war und gewann auch dir dadurch meine Aufmerksamkeit und Zuneigung. Ich wollte dein Glück machen, aber vorher dich prüfen: deswegen der erste Vorschlag, mein Gärtner zu werden. Dein Entschluß, mit so großer Beschwerde meinen Garten zu bauen und doch deinen Eltern dich nicht ganz zu entziehen, lockte mir

stille Bewunderung ab. Ich wollte sehen, ob kindliche Liebe so stark mache, ein so schweres Unternehmen auszuführen und wirklich, du übertrafst alle meine Erwartung. Mitleidig kürzte ich deine Probezeit ab und ließ dich abermals durch mein zweites Anerbiethen einen harten Kampf bestehen. Du bliebst standhaft, und wolltest lieber auf meinen einträglichen Dienst und die verheißenen guten Tage Verzicht leisten, als deiner kindlichen Pflicht ungetreu werden. Nun sollte dich der lezte Schlag des vermeintlichen Schicksals in eine zweifelhafte Lage stürzen, in der ich dich nicht versinken lassen, sondern nur durch dieselbe dich nöthigen wollte, deine Zuflucht zu mir zu nehmen, wonach ich schon meinen Plan gebildet hatte. Durch meinen Stallburschen (den ehemaligen Knecht von der Mühle) ließ ich dem habsüchtigen Besitzer derselben wissen: ich wollte ihm andere Miethsleute verschaffen, welche ihm mehr geben würden, die aber in einigen Tagen einziehen wollten, er möchte also die jetzigen Bewohner unter irgend einer Bedingung binnen dieser Zeit heraus treiben. Daß er den Termin auf 24 Stuuden unwiderruflich festsetzte, wußte ich nicht und wartete sehnsuchtsvoll darauf, daß Wilhelm zu mir kommen und Rath und

Beistand sich erbitten würde. Wie erstaunte ich nun, als ich dich gestern Abend dort bei jenem Busche fand und deine Selbstgespräche, deinen Entschluß vernahm. Noch wollte ich mir die Freude einer Ueberraschung nicht verkümmern, welche wir nun alle im reichen Maß genießen werden. Braver Sohn! Du und deine Eltern finden von diesem Augenblick an ihre Versorgung bei mir; ich habe von dem Fabrikanten, zu dem du dich verdungen, deine Freilassung erhalten. Nun besorgst du, wie ehemals, nur mit mehrerer Gemächlichkeit meinen Garten, und theilst deine Wohnung so wie deine ganze Einnahme mit deinen wackern Eltern, denen auch ich den Rest ihres Lebens und die durch mich ausgestandenen Leiden so viel als möglich zu versüßen suchen werde."

„Gott, Gott! was hören wir!" riefen die beiden Alten und hoben die gefalteten Hände hoch empor. Wilhelm verhüllte sein Gesicht und schluchzte laut. Auch der Edelmann bedeckte die nassen Augen mit der Hand und selbst die ganze Taglöhners Familie war tief bewegt. Die Mädchen und die Mutter trockneten sich mit der Schürze die Thränen vom Gesicht und der Vater ergrief einen vollwangigen Jungen bei beiden Schultern, schob ihn ge-

gen Wilhelm hin und sagte: „Sieh Bursche, so lohnet Gott die kindliche Liebe und Treue! lerne von diesem hier deine Eltern auch so lieben, ehren und pflegen" — Glücklich, unaussprechlich glücklich fühlte sich Wilhelm in seinem neuen Verhältniß und hatte die Freude noch einige Jahre die Früchte seines musterhaften Fleißes den geliebten Eltern genießen zu lassen, und als sie sanft zum bessern Leben entschliefen, begrub er mit des Edelmanns Bewilligung ihre Hüllen in einen abgelegenen Theil des Park-ähnlichen Gartens und um diesen Hügel, auf dessen blumigen Rasen ein schwarzes einfaches Kreuz stand, pflanzte unter heißen Thränen der treue Sohn rothe und weiße Rosengebüsche, Trauerweiden und den süßduftenden Fliederbaum. Hier verweilte er oft im heiligem Andenken an die ihm Entrissenen, und feurige Entschlüsse, stets ihrem tugendhaften Beispiele nachzufolgen, entstiegen der frommen Brust. Der Edelmann erhob Wilhelm nach einigen Jahren seiner Treue wegen vom Gärtner zum Verwalter. Er hatte sich, ein ihm kindlich ergebenes Herz fürs ganze Leben gewonnen. Besonders schloß sich Wilhelm nach dem Tod seiner Eltern fest an seinen gütigen Herrn an, und wurde auch von ihm väterlich geliebt.

Das Auge der Gottheit blickte wohlgefällig auf den guten Sohn durch sein ganzes Leben herab, und der elterliche Segen begleitete ihn bis zum Rande des Grabes.

Die Grosmutter.

Therese Walther hatte sich an einen braven und vornehmen Beamten verheirathet, mußte aber mit ihm in eine entfernte Kreisstadt ziehen und sich von einer liebenden und geliebten Mutter trennen. Der Monarch gab ihm nach ein paar Jahren einen Gesandschaftsposten am Hof des Kaisers von Oesterreich und da er voraussehen konnte, daß dort sein Aufenthalt sich sehr in die Länge ziehen würde, nahm er seine Gattin und seine zwei Kinder Adolph und Lina mit. Der Reiz der Neuheit machte diesen die Reise und den jetzigen Ort ihrer Bestimmung angenehm. Nur Eins schmerzte sie: Therese hatte ihnen, ehe von der noch weiten Entfernung die Rede war, versprochen, die gute Grosmutter zu besuchen, von der sie ihnen, im eigenen Gefühl kindlicher Achtung und Anhänglichkeit ein freundliches Bild entworfen hatte, nach welchem sie dieselbe unbeschreiblich verehrten und sich auf ihre persönliche Bekanntschaft unendlich gefreut hatten.

Auch Therese trauerte über den zerstörten Plan und bereuete es sehr, daß sie etwas voreilig die Mutter davon benachrichtigt hatte, da sie sich's vorstellen konnte, wie die vereitelte Hoffnung schmerzlich das Herz derselben verwunden würde und wirklich schon in mehreren Briefen ihre traurige Stimmung darüber unverkennbar hervorblickte.

Frau Walther hatte noch eine einzige Schwester, die bei ihr lebte. Diese war durch eine langwierige Gichtkrankheit an Füßen gelähmt und hatte noch überdieß das Unglück blind zu seyn. Ihr einziger Trost war Frau Walther, die sie mit schwesterlicher Treue pflegte, und ihr auch das große Opfer brachte: nicht mit der Tochter zu ziehen — was sowohl diese, als auch deren Gatte innig wünschte. Doch sie war Theresen nicht so unentbehrlich, als der unglücklichen Schwester, bekämpfte also entschlossen den Schmerz der Trennung von der geliebten Tochter und — blieb zurück. Nur durch Briefe lernte sie das eheliche und häusliche Glück derselben kennen, und die lebhaften Darstellungen davon erregten immer in ihrem Herzen die innigste Sehnsucht; besonders als Therese selbst Mutter wurde und sich mit ihr in jedem Brief von dem sichtlichen Gedeihen der Enkel, an Körper und Geist,

mit Entzücken unterhielt. Da floßen oft im Stillen der Unmöglichkeit eines persönlichen Beisammenseyns heisse Thränen. Doch die Schwester durfte es nicht ahnen, noch weniger fühlen, daß sie die Ursache dieser Entbehrungen war; sie wurde immer von ihr liebevoll und freundlich behandelt. Endlich erlöste der mitleidige Tod die Unglückliche von ihren körperlichen Leiden, und nun entstand in Frau Walthers Seele ein Entschluß, den keine Furcht vor Mühseligkeiten und Beschwerden erschüttern konnte. Ohne Zeitverlust wollte sie zu ihren entfernten Lieben hinreisen und in ihrer Mitte ihr Leben beschließen. Doch ganz unerwartet sollte ihre Erscheinung in W. seyn; und die Vorstellung von der freudigen Ueberraschung, welche diese veranlassen dürfte, beglückte sie unendlich.

Sie trat die weite Reise mit Gott an und ausser einer leichten Unpäßlichkeit, welche sie unterwegs überfiel und in einem Dorf ein paar Tage festhielt, erreichte sie wirklich die alte Kaiserstadt Wien glücklich.

Die Fülle der Liebe in ihrem Herzen für Kinder und Enkel machte sie gegen die körperliche Schwäche, welche ihr vorgerücktes Alter und die Anstrengungen der

Reise nach sich zogen, gleichgültig. Sie nahm einen dienstwilligen Knaben, der ihr für eine kleine Belohnung den nächsten Weg zu der Wohnung der Ihrigen zeigte. Unter einem fremden Namen ließ sie sich bei ihrem Schwiegersohne anmelden, als sie aber auf sein Arbeitszimmer geführt wurde, und er ihr entgegen trat, warf sie den Schleier, der sie verhüllte, zurük und fiel ihm mit dem Ausruf: „o mein Sohn!" in die Arme. Das freudige Erstaunen von Jenem beschreiben keine Worte. Er zog sie sanft auf das Sopha und wollte fort, um Gattin und Kinder zu holen. „Nicht doch" sagte die besonnene Mutter, „auf Theresens Gesundheit möchte meine plözliche Erscheinung nachtheilig wirken. Sie muß darauf vorbereitet werden." Warum aber, beste Mutter! hast du uns vorher nichts davon geschrieben? fragte Geheimerrath Mahnfeld. Frau Walther antwortete: „ich wollte euch die Angst ersparen, die euch meine Reise verursacht haben würde. „Welch großes Unternehmen hast du uns zu Liebe gewagt, theure Mutter!" rief Mahnfeld, aber wie wollen wir dich auch pflegen und zu deiner Stärkung und Erholung alles beitragen — doch ich gehe — um den Meinigen den sie erwartenden Genuß nicht länger vor-

zuenthalten!" — mit diesen Worten eilte er fort, ins Wohnzimmer.

Therese saß an ihrer Stickrahm, Adolph und Linchen an einem kleinen Tischchen und wiederholten die Aufgaben des Lehrers.

„Ich bin dein Schulmeister!" sagte Adolph, das Uebergewicht fühlend, das er an Alter und Kenntnissen besaß. „Lernst du brav, so darfst du zur Belohnung ein Briefchen an die liebe Grosmutter schreiben, wo nicht, so gibts mit dem Linial Etwas auf deine Fingerchen." Und wirklich vollzog er, als Linchen ihren Spruch nicht ohne Anstoß hersagen konnte, seine Drohung. Das Mädchen flüchtete zur Mutter, verbarg ihr Gesichtchen in ihren Schoos und weinte, daß eine Thräne die andere schlug.

„Adolph, so ernstlich mußt du es nicht machen!" sagte Therese unzufrieden. „Ich wollte auch nicht" erwiederte dieser seine Schuld bereuend, „das große Linial fiel mir zu schwer auf die kleinen Händchen." Verzeih mir's Linchen, setzte er hinzu, und suchte sie mit sanfter Gewalt zu sich zu ziehen. Komme nur, ich schlage dich nicht mehr und wir schreiben gemeinschaftlich einen langen, langen Brief an das Grosmütterchen. Während

dieses Vorgangs war der Vater eingetreten und sagte zu den Kindern: Ihr waret wohl unartig? — O das ist traurig. Ich habe Gelegenheit der lieben Grosmutter Nachricht von Euch zu senden, und wenn sie eine so schlimme von Euch erhält, wie wird sie dies betrüben?" — Der Mutter? rief Therese, sprang auf, ergrif des Gatten Hand, sah ihm scharf ins Gesicht und sagte: Lieber, lieber Mann! du hast etwas Wichtiges erfahren, ich sehe es an deiner Miene, o verbirg mir nichts, sage mir Alles." Väterchen, weist du was von der Grosmutter? Bitte! bitte! wir wollen auch recht brav seyn, riefen die Kinder. Mahnfeld fuhr fort: Eine Dame war vorhin bei mir und diese erzählte mir viel von der guten Mutter, sie hat Lust zu uns zu reisen. Wirklich? rief Therese, lebt denn die Tante nicht mehr? „Nein, sie ist todt, und die Mutter will künftig bei uns leben," erwiederte Jener. O das ist herrlich, das ist herrlich! jubelten die Kinder, umarmten und küßten sich und tanzten singend und trillernd im Zimmer umher. „Kann ich denn die Dame nicht auch sprechen, die dir die wichtige Nachricht brachte?" fragte Therese, „Ja wohl," antwortete ihr Gatte, „und du wirst staunen über die Aehnlichkeit, die sie mit der theuren Mutter hat; ich

bringe sie dir sogleich." Er entfernte sich schnell und ließ Therese in der unruhigsten Stimmung zurück. Bald öffnete sich wieder die Thüre und Frau Walter sank in die Arme der durch das Wiedersehen hochbeglückten Tochter. Mahnfeld nahm die Kinder, führte sie hin und sagte: Grosmütterchen! hier sind deine Enkel, küsse auch sie!" aber erschöpft ließ sie sich auf das nahestehende Sopha nieder und erschrocken holte Mahnfeld ein Glas alten Wein zur Stärkung, von dem er ihr einige Tropfen einflößte! „Ach Grosmütterchen! du wirst doch nicht sterben jezt, da du erst zu uns gekommen bist? Du mußt nun recht lange, lange bei uns bleiben, und wir wollen alle Wünsche aus deinen Augen lesen," sagte Adolph und schmiegte sich mit Linchen an die Ermattete hin, die aber durch die Bemühungen Theresens und ihres Gatten bald wieder sich erholte, und nun im Stande war, auch der lieblichen Kinder Zärtlichkeit im reichen Maße zu erwiedern. Diese waren von jezt unzertrennlich von ihr, und alle ihre kleinen Leiden und Freuden mußte sie mit ihnen theilen. Sie wetteiferten mit den Aeltern, Frau Walther ein überaus glückliches Alter zu bereiten, und sie genoß noch viele Jahre den Lohn für pflichtmäßige frü-

here Entsagung in den Erweisungen den treuesten Sorge und kindlichsten Liebe. Dagegen widmete auch sie, die ihr vom Himmel verliehenen Kräfte ihren Kindern und Enkeln, und lebte nach ihrem Tod in den Herzen der Ihrigen, im lebendigen dankbaren Andehken.

Das Gelübde.

Mit inniger Zärtlichkeit hieng Röschen an dem niedlichen zitronengelben Kanarienvogel, der im reinlich gehaltenen Käfig, auf dessen Stäbchen, fröhlich hin und wieder hüpfte und aus voller Kehle sein Liedchen sang. Regelmäßig erhielt Pipi, noch ehe Röschen ihr Frühstück genoß, sein Futter in blankem Geschirr, frisches Wasser und noch überdies ein Stückchen Zucker, eine süße Kirsche, ein geschältes Stückchen Apfel oder Birn, was eben die Jahreszeit mit sich brachte. Auch wurde sein Käfig mit einem grünen Gehäng von Vogelkraut umgeben, daß er sich der Täuschung, als befände er sich unter dem Laubdach eines grünen Zweigs, erfreuen sollte. Pipi war höchst dankbar und auch anhänglich an seine Gebietherin. Oeffnete sie die Thüre seines Häuschens, so hüpfte er sogleich heraus und auf Röschens Hand, pickte an ihrem

Finger, drehte das Köpfchen, blickte mit den kleinen glänzenden Aeuglein sie freundlich an und flog mit einem lautem Zwitschern auf ihre Schulter, wo sie ihn überall mit hintragen konnte, ohne fürchten zu müssen, daß er davon flöge. Gehorsam gehorchte er aber dann auch wieder dem ersten Wink des Mädchens und kehrte in sein freundliches Gefängnis zurück, sobald sie ihren Willen aussprach. Unbeschreibliche Freude gewährte Röschen der Vogel, indessen schloß sich auch an Menschen ihr weiches Herz innig an. Der Tod hatte ihr vor zwei Jahren die Mutter entrissen, deren Verlust sie noch immer tief und schmerzlich fühlte; aber über Alles theuer waren ihr Vater und Brüder und besonders eine Freundin, welche ihr die Schwester ersezte, die sie sich oft vergeblich gewünscht hatte. Ida hieß das Mädchen, das mit Röschen ein Herz und eine Seele war. Alle kleine Geheimnisse vertrauten sie sich gegenseitig, jede Freude theilten sie wo möglich miteinander, und waren sie zusammen, so schwanden ihnen unter traulichem Geschwätz die Stunden, wie Minuten dahin. Auch Röschens Liebling, der schöne gelbe Pipi, mit dem schwarzen Häubchen, war häufig der Gegenstand ihrer Unterhaltung, und Ida

sagte oft: „ach wenn ich doch auch ein so niedliches Vögelchen hätte!" allein ihre Aeltern waren nicht reich, die Anschaffung eines Vogelbauers, wie Röschen besaß, gehörte ihrer Meinung nach, zu den überflüssigen Ausgaben und so blieb denn Idas Wunsch unerfüllt. Nach einiger Zeit sollte diese mit ihren Aeltern eine weite Reise machen, und die beiden Freundinnen sprachen sich mit tiefem Schmerzgefühl zum leztenmal. — In der Stunde des Abschieds sagte Röschen: „gewiß, demjenigen der mir die Nachricht brächte, daß meine Ida hier bleiben dürfte, wollte ich meinen kleinen Liebling Pipi zur Belohnung geben. Er ist mir wohl viel, sehr viel werth, aber meine Ida ist mir doch unendlich theurer." Ida weinte süße Thränen der Rührung bei dieser Versicherung aufrichtiger Liebe und Freundschaft und immer schwerer wurde es dem Mädchen sich loszureißen. „Morgen früh" schluchzte Ida, „könnten wir uns wohl noch einmal sehen, wenn du wolltest." Wo? fragte Röschen lebhaft. „Du kennst den reichen Banquier Bingsberg mit seiner hübschen Tochter," versetzte Ida. Ja, hübsch ist Selma, aber nicht gut, fiel Röschen ein. Sie beneidet uns um unsere Freundschaft, sie hat Zwietracht zwischen

uns stiften wollen, sie hat mich recht bitter gekränkt. „Wohl weis ich dies Alles," erwiederte Ida, aber es war mir oft schon unbegreiflich, daß Selma so vieler Tücke fähig seyn soll. Sie ist ausserdem ein wackeres Mädchen, sittsam, fleißig, wohlthätig und recht verständig. „Kennst du sie so genau?" fragte Röschen. „Ich nicht" antwortete Ida, „denn ich komme nicht mit ihr zusammen, aber meine Tante ist die Freundin ihrer Mutter und diese hat mir sie schon sehr oft von vortheilhafter Seite geschildert und morgen werde ich sie wieder einmal sprechen. Ihr Vater hat mit dem Meinigen vor unserer Abreise noch Etwas zu berathen, und beschied ihn morgen zu einem Frühstück in seinen schönen Garten, bat, Mutter und mich auch mitzubringen, unsere Postkutsche hin zu bestellen und von dort aus wegzufahren. Dieß wird nun geschehen und da dachte ich mir, wie schön es wäre, wenn du ans Hinterpförtchen jenes Gartens, du kennst es ja, kommen und ich dich noch einmal in der dunkeln Grotte, die sich dort befindet, in meine Arme schließen könnte. „In Selma's Gegenwart?" fragte Röschen etwas betretten. „Sie wird so bescheiden seyn und zurückbleiben, wenn ich ihr meinen Wunsch mit-

theile," meinte Ida. „Es sey," sagte nach kurzem Bedenken Röschen. „Es ist mir jede Minute, die ich noch mit dir verleben kann zu theuer, als daß ich nicht alle Schwierigkeiten überwinden könnte." „O du liebe süße Freundin!" rief Ida freudig und eine feurige Umarmung bestättigte es, daß sie ihr durch ihre Einwilligung unbeschreibliche Freude verursacht habe.

Die Sonne war eben mit leuchtendem Glanze empor gestiegen, und ihre Strahlen schufen die Millionen Thautropfen auf Gras und Kräutern, in blitzende Diamanten um. Die wirbelnde Lerche, der Grasmücke zarte Kehle und der Finken munteres Lied begrüßten den schönen Morgen. Röschen war frühzeitig erwacht, und schickte sich eilig an, um zur bestimmten Zeit in Klingsbergs Garten zu seyn. Aber, wie erstaunte sie, als — statt Ida, Selma sie am erwähnten Plätzchen empfieng, ihr mit Herzlichkeit die Hand bot und freudig zurief: „Röschen, deine Freundin reist nicht weg, ihr dürft euch nicht trennen." Zweifelhaft blickte sie jene an und konnte den Zusammenhang nicht begreifen. Da erhielt sie von Selma folgende Aufklärung: Ida's Vater sollte in Angele-

genheiten des ihrigen die Reise übernehmen. Da das Geschäft sehr lange gedauert hätte: so entschloß sich Ersterer, Weib und Kind mit zu nehmen. Am verwichenen Abend erhielt aber der Banquier eine Kunde, welche die Reise überflüssig machte. Weil es jedoch schon sehr spät war, konnte Ida's Vater davon nicht benachrichtiget werden. Er erfuhr es demnach, als er mit Gattin und Tochter am folgenden Morgen im Garten erschien. Diese beide eilten sogleich wieder in die Stadt zurück, um Gegenanstalten zu treffen, und Ida bat Selma, Röschen, wenn sie kommen würde, von Allem in Kenntniß zu setzen. Wie aus einem schweren Traume erwacht, stand das erfreute Mädchen vor Selma und im verklärten Blick las diese ihr Entzücken. „O die glückliche Ida!" rief Selma und eine Thräne stahl sich in ihr großes dunkles Auge; doch Röschen war zu sehr mit ihrem eigenen Glück beschäftigt, um Selmas Bewegung gewahr zu werden und sie eilte weg zu kommen, denn sie wollte die ihr aufs Neue geschenkte Freundin begrüßen, dankte also nur mit einigen flüchtigen Worten Selma für ihre Gefälligkeit und entfernte sich.

Die ersten Aufwallungen lebhafter Freude hatten in Röschens Gemüth wieder klarer Besonnenheit Raum gemacht. Sie empfieng innig, aber ruhig ihr Glück, die geliebte Freundin in ihrer Nähe zu behalten und dankte Gott recht herzlich dafür. Sie hatte Ida gesprochen und an ihrem Herzen die Gefühle ausströmen lassen, die sie bei der Nachricht ihres Hierbleibens ergriffen hatten. Nun kehrte sie nach Hause. Der gute Pipi hatte diesen Morgen der Freundin nachstehen müssen. Er drehte sein Köpfchen bald auf diese bald auf jene Seite und gab nur einzelne klägliche Töne von sich, als wollte er sein erlittenes Unrecht Jedermann verkünden. Röschen eilte bei ihrem Eintritt ins Zimmer zu seinem Käfig, bat den kleinen Liebling um Verzeihung und versprach ihm dafür ein neues grünes Dach, zwei Stückchen Zucker, statt Eins, und noch überdieß eine süße Kirsche. Dabei öffnete sie das Häuschen. Der Vogel flog auf ihre Schulter, trippelte ganz nahe an ihr Gesicht und pickte schmeichelnd ihr die Wangen. Indem aber Röschen sich beschäftigte, ihm sein Futtergeschirr zu füllen, fiel ihr das gethanene Gelübde mit Centnerschwere aufs Herz. Sie nahm das geliebte Thierchen in die Hand, streichelte das

schöne gelbe Gefieder und küßte das niedliche Köpfchen. „Ach mein Goldvögelchen!" jammerte sie, „dich soll ich verlieren! und in wessen Hände soll ich dich geben? O ich unbedachtsames Mädchen, sprach so rasch dein Urtheil! Wer hätte freilich gestern denken können, daß in Erfüllung gehen würde, was ich mit meinem Pipi erkaufen wollte. Aber wohl mir, daß es geschah! und ich würde mein Glück nicht verdienen, wollte ich mein Versprechen nicht erfüllen. Nein, so schwer es mir fällt Pipi — wir müssen uns trennen! Ach wie wird Selma triumphiren, daß ich eine meiner größten Freuden durch mich selbst verliere! mag sie, wenn sie nur mein Vögelchen treu und zärtlich pflegt! O ich will sie recht dringend darum bitten, und vielleicht gelingt es mir durch dies Geschenk ihre gehäßigen Gesinnungen gegen mich zu mindern. Sie hat mir freilich sehr wehe gethan. Mich in einem großen Kreis ihrer und meiner Bekannten, ein boshaftes Mädchen zu nennen — Ida und mich trennen zu wollen — das Körbchen, das ich ihr einmal zum Geburtstag gab, und dessen feine Stäbchen, ich höchst mühsam mit bunter Wolle nach der genauesten Abstuffung der schönsten Farbenordnung umwickelte, einem nachlässigen,

ihr beinahe fremden Mädchen zu schenken — und, was das Schrecklichste ist, auf das Grab meiner guten Mutter einen Dornbusch zu pflanzen! —" Röschen warf sich heftig erschüttert auf einen Stuhl und weinte, achtete auch gar nicht ihres Vogels, der aus der Hand auf den Tisch flatterte und begierig die dort ausgestreuten Hanfkörner pickte. Doch endlich ermannte sie sich wieder, stand auf und rief: „ich will aber alle böse Gefühle gegen Selma niederkämpfen. Es sei ihr alles verziehen und der Vogel ist ihr. Allein gleich, gleich muß ich ihr ihn bringen. Je länger ich ihn behalte, je schwerer, ich fühle es, würde es mir werden, meinem Entschluß getreu zu bleiben." Nach dieser Aeußerung lockte sie Pipi in seinen Käfig, gab ihm die versprochenen Leckerbissen, löste mit unterdrücktem Schmerz den schönen Vogelbauer, von der Schnur, an der er hieng, und machte sich nun mit demselben eilig auf den Weg, nach Selma's Sommeraufenthalt. Sie wollte sehen, ob vielleicht das Hinterpförtchen offen und Selma im Garten sei, denn sie wünschte sie ohne Zeugen zu sprechen. Wirklich war die Thür nur angelehnt. Röschen trat ein und gieng zur Grotte hin, in welcher sie heute Morgen von Ida Abschied nehmen

sollte. Es war ein schönes Plätzchen, ganz zu traulichen Mittheilungen geeignet. Von Aussen war sie mit Epheu überzogen; inwendig mit Muscheln aller Art belegt. Im Hintergrund sprang sanft rieselnd Wasser aus dem Rachen eines Delphins in ein steinenes Bassin. Grüne Bänke luden zum Sitzen ein, und die Fensterchen an beiden Seitenwänden umrankte duftendes Geisblatt. Röschen hörte in der Grotte sprechen. Sie stand still. Es war Selma's Stimme. „Ach Gott!" ich bin, troz des Reichthums meiner Eltern, recht unglücklich. Mir fehlt das höchste Gut, eine Freundin, mit der ich Alles theilen möchte. Vielleicht liegts an mir, vielleicht auch nicht. Röschen hat sonst so gut gegen mich gedacht, auf einmal aber war sie ganz verändert. Gott weis, warum! ich hätte freilich nachgeben, ich hätte nach dem Grund ihrer plötzlichen Abneigung fragen sollen: da regte sich der leidige Stolz in mir; ich war mir keines Vergehens bewußt, so gab ich sie denn, ohne weitere Versuche, sie wieder zu gewinnen, mit Schmerz auf und verlor den Muth, mir eine neue Freundin zu suchen: denn es ist wohl recht traurig, keine Freundin zu besizen, aber doch noch bitterer, sie durch Misverständnisse zu verlieren." Röschen war

unterdessen ans kleine Fenster getretten, und sah durch dasselbe wie Selma sinnend in der Grotte auf und ab gieng und sich immer dabei die Augen trocknete. Wie sie endlich stehen blieb und nach einer Pause ausrief: O könnte ich Röschen hieher führen und sie bitten, sey wieder meine Freundin! und schenke mir nur etwas von der Fülle der Liebe, welche die glückliche Ida besitzt. Ach! der heutige Vorgang regte gewaltig mein Inneres auf. Röschen, Röschen, du allein vermagst es zu beruhigen." Länger konnte sich diese nicht zurückhalten. Erschüttert eilte sie in die Grotte, umfaßte mit einem Arm das betrübte Mädchen, mit der andern Hand hielt sie ihr den Vogelbauer hin, und sagte: „Hier bin ich Selma! und bringe dir mein Vögelchen, es ist dein!" Erstaunt, ja erschrocken machte sich jene los und bat Röschen, sich zu erklären. Doch diese war zu gerührt, um mit kalten Worten ihr Alles auseinander zu setzen. Sie stellte den Käfig auf die Bank und mit einem Thränenstrom fiel sie Selma um den Hals. „Ich habe dich behorcht, Selma! sagte sie schluchzend „Vergieb, vergieb! Statt daß ich thörigtes Mädchen mit dir zürnte, hattest Du alle Ursache dazu. Wie es so kommen konnte, begreife ich wohl noch nicht,

S. 42.

Wunder inv. del. et sc.

aber mein Herz sagt mir: du bist unschuldig!" Selma preßte Röschen fest an sich und rief: „Ist es kein Traum, bist du wieder mein?" Ja, Dein auf ewig! erwiederte jene und sollten die Schatten aller möglichen Vergehungen der Freundschaft auf dich fallen, ich will nichts mehr glauben, will mir immer bei Dir Licht holen. „Was soll das heissen Röschen?" fragte Selma „hast du etwas Böses von mir gehört?" O viel, sehr viel, antwortete Jene, laß uns hier auf diese Bank setzen, und unsere Herzen gegenseitig erleichtern. Höre mich ruhig an. Du warst vorigen Herbst in einer großen Gesellschaft. Hartmanns Dorchen war auch dabei, nicht wahr? Selma bejahte es, und Jene fuhr fort: einige Wochen nachher besuchte ich den Grabstein unter dem meine gute Mutter schläft und — denke dir mein Entsetzen! statt dem weißen Rosenstrauch, den ich im Frühjahr hinpflanzte und der herrlich gedieh und blühte: stand ein Dornbusch da. Ich war über die, mir und meiner zärtlich verehrten Toden bewiesenen Schmach höchst aufgeregt, ja untröstlich. Laut weinend riß ich den Dornstrauch heraus und warf ihn weit weg über die Mauer, kniete neben dem Grabstein hin und ergoß meinen gedoppelten Schmerz in

strömenden Thränen. Mit roth geweinten Augen, mit, von Dornen verletzten Händen gieng ich endlich wieder zur Stadt zurück. Dorchen begegnete mir, sie hing sich an meinen Arm und fragte mit reger Theilnahme nach der Ursache meines Kummers; ich theilte ihr ihn mit. O Schrecken! sie nannte mir dich als Urheberin jener häßlichen That. Selma sprang auf und rief entrüstet: „Mich! großer Gott!" Röschen zog sie mit sanfter Gewalt auf die Bank zurück, bat um Ruhe und fuhr fort: Als ich ungläubig Dorchen widersprach, fügte sie zur Bestättigung ihrer Aussage noch hinzu: daß du in der schon erwähnten Gesellschaft meiner mit den herabwürdigendsten Ausdrücken erwähnt, und mich ein boshaftes und heuchlerisches Mädchen genannt habest. Ich äusserte, daß ich dich zur Rede stellen würde: allein sie drang mit triftig scheinenden Gründen so lange in mich, bis ich ihr versprach, mir nichts gegen dich merken zu lassen. Stille zog ich mich also zurück; ich wurde aber durch diese Erfahrungen recht tief betrübt. Nach einiger Zeit erfuhr ich von Dorchen wieder: wie du Anschläge gemacht habest, Ida und mich zu trennen: Ein andermal erzählte sie mir, daß du das Körbchen von Wolle, welches ich dir

an deinem letzten Geburtstag zum Angebinde gab, Rehfelds Hany geschenkt habest, deren Hang zur Unsauberkeit und Unordnung uns beiden oft anstößig und welcher du vorzüglich sehr abgeneigt warest. Diese erlittenen Kränkungen schmerzten mich über alle Beschreibung und nun wird es dir erklärbar seyn, warum ich gänzlich vermied, mit dir zusammen zu kommen.

Selma konnte nicht Worte finden ihren Abscheu über diese schändlichen Verläumdungen auszudrücken. Gerechter Unwille färbte ihre Wange glühend roth, und blitzte aus ihrem ohnehin feurigen Auge; sprachlos faßte sie Röschens Hand, drückte sie an die beklommene Brust und einzelne große Thränen träufelten langsam über die Wangen herab. Röschen schlang zärtlich ihren Arm um Selma's Nacken und sagte dringend: „Weine nicht liebes Mädchen! jede Thräne fällt auch mir aufs Herz, warum war ich so leichtgläubig, warum verurtheilte ich dich ungehört, o vergieb, vergieb! „diese schmerzliche Anklage löste Selma's stummes Entsetzen in sanfte Wehmuth auf. An Röschens Brust floßen lange unaufhaltsam ihre Thränen, bis sie die tröstenden Versicherungen derselben nach und nach trockneten und nun wurde zwischen beiden ge-

rührten Mädchen der Bund einer innigen Freundschaft aufs Neue geschlossen. Röschen wollte, um Selma zu erheitern, der Unterhaltung eine andere Wendung geben und erzählte ihr die Veranlassung, welche sie bestimmt hatte, ihr den Vogel zum Geschenk zu bringen. Selma hörte aber nur mit getheilter Aufmerksamkeit zu: denn sie war noch zu sehr mit den vorhergehenden schmerzlichen Erfahrungen beschäftigt und erwiederte auch auf Röschens Bitte: „das Thierchen freundlich aufzunehmen und zu pflegen, nur mit einem wehmüthigen Lächeln und herzlichem Händedruck; dann sagte sie: „Ehe noch etwas Anderes unter uns zur Sprache kommt, laß mich vorher jeden Schein des Unrechts von mir entfernen, ich könnte ja ausserdem keinen Augenblick ruhig seyn.“ Das ist nicht nöthig, versetzte Röschen, Gott weis, wie alles zusammenhängt, aber, daß du schuldlos bist, das glaube ich fest. Dorchen hielt ich wohl für keine so tückische Verläumderin, indessen ihre Neigung zur Schwatzhaftigkeit kann leicht diesen Fehler auch nach sich gezogen haben. Du bist rein in meinen Augen und Dorchen mag sich verantworten. Während Röschen so sprach, kam ein Betteljunge durchs Pförtchen gelaufen und trat weinend in

die Grotte. Die Mädchen sprangen auf, und schmählten über seine Dreistigkeit. „Ach Gott!" jammerte der Knabe, „ich habe mich hieher geflüchtet, weil mein Verfolger hart hinter mir war, und mir mit Schlägen drohte," und warum? fragte Röschen, „ich wollte euch wohl die ganze Geschichte erzählen," antwortete Jener, „allein ich glaube mich hier auch nicht sicher, man hat mich noch in die Thüre schlüpfen sehen, und gewiß — ach, da ist er schon!" schrie der Knabe und verbarg sich unter eine Bank. Ein wohlgekleideter Mann von bleichem, kummerhaften Ansehen wurde an der Thür der Grotte sichtbar. Mit grimmiger Miene schwang er in der Hand einen tüchtigen Stock und blickte forschend umher. Die erschrockenen Mädchen stellten sich vor die Bank, unter welcher der Knabe zitterte, daß seine Zähne laut an einander schlugen. Sie hielten sich fest am Arm, als wollte eine die andere schützen und fragten mit bebender Stimme den Eintretenden: was ihn hieher führe? „Den Bösewicht will ich haben," antwortete dieser, „der sich von meinem Feind bezahlen ließ, um meinen Bruder im Grabe zu beschimpfen. Röschen erblaßte, aber Selma, hier Aufschluß über jene abscheuliche Begebenheit mit dem Dornbusch

ahnend, ermannte sich und erwiederte dem Erzürnten entschlossen: Mein Herr! dieser Garten ist mein Eigenthum, ich dulde keine Gewaltthätigkeiten, kommen Sie mit mir und beruhigen Sie sich." Mit diesen Worten nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn den Gang hinauf in den Garten.

Mit einer kaum zu erwartenden Nachgiebigkeit folgte der Fremde dem Mädchen, die mit herzlicher Theilnahme und mit sanft tröstenden Worten so lange in ihn drang, bis auch er milder wurde und sie ihm seine Geschichte entlockte. Unterdessen hatte sich jener Knabe geflüchtet und Röschen kam auch zu ihnen als der Fremde erzählte, daß er und sein vor einigen Monaten verstorbener, von ihm herzlich geliebter Bruder einen verjährten Prozeß auf rechtliche Weise gewonnen habe, wodurch sie sich die unversöhnliche Feindschaft ihres Gegners zuzogen, die so weit gieng, daß dieser nicht nur gegen den Lebenden die niedrigsten Schmähungen verbreitete, sondern sogar die Ehre des Entschlafenen antastete. Mit erneuertem Grimm sagte der Fremde Zähneknirschend: „jenes ertrug ich grosmüthig, aber diese Kränkungen sind schreiend und fordern Rache, denn hören Sie nur: nachdem man die friedliche

Stätte,

Stätte, die irgend eine fromme Seele mit einem Rosenstrauch geschmückt hatte, dieser Zierde beraubt, und einen Dornbusch dafür hingesetzt, sah ich gestern an einem der Gruft nahe stehenden Baum einen Zettel flattern. Ich nahm ihn herab und las die Worte: „Hier liegt ein Betrüger begraben, der die Gerechtigkeit bestochen hat.“ Wie kann ich meine Empfindungen schildern, ich war ausser mir vor Wuth, und indem meine Blicke wie Pfeile den Kirchhof durchzuckten, sah ich an der Mauer einen Knaben mit einem Spaten beschäftigt, abermals einen Dornbusch, deren dort viele stehen, auszuheben. „Halt!“ schrie ich. Doch als mich der Junge erblickte, ließ er Alles im Stich und lief, so schnell als er konnte, davon. Mit Recht vermuthete ich, daß er gedungen war, schon früher mein theures Grab zu entweihen und auch jetzt wieder im Begriff stand, eine zweite ähnliche That zu begehen, und zürnte meiner Heftigkeit, welche mich ausser Stand setzte, der Sache auf die rechte Spur zu kommen. Aber des Knaben Aeusseres hatte sich mir bleibend eingeprägt und heute begegnete er mir auf dem Wege hieher. Ich sahe wie er durch jenes Thürchen schlüpfte und eilte ihm nach. Verzeihen Sie einem gekränkten Bruder, den der

Wunsch, des Verstorbenen Schmach zu rächen, verleitete, Sie durch sein Ungestüm zu erschrecken. Ihr verständiges Benehmen hat mich vielleicht vor einer unmenschlichen Handlung bewahrt, die mich dann ewig reuen würde. Der gerechte Gott wird gewiß zu seiner Zeit die Sache ans Licht bringen."

Die Mädchen erschütterte diese Erzählung, und Röschen weinte bitterlich: „Gute Kinder!" sagte der Fremde gerührt, „wie wohlthätig ist mir euer Mitleid!" Selma fiel ein: „Ja, mein Herr, wir fühlen gewiß recht aufrichtig mit Ihnen das Schmerzliche, das in der ganzen Begebenheit liegt: aber meine Freundin hier, geht sie näher an, als Sie wohl meinen." „Wie so," äusserte der Fremde erstaunt, „ist Ihre Gruft nicht nahe an der Kirche? Beugt nicht ein Fliederbaum seine Aeste über den Grabstein herunter?" fragte Selma. „Richtig, so ist es," antwortete jener. „So sind Sie wohl kein Eingeborner und die Gruft ist nicht Ihr Eigenthum?" fuhr Selma fort. Der Fremde erwiederte: „Nein, erst seit sechs Jahren haben wir uns, mein Bruder und ich, hier häuslich niedergelassen und gegen Entrichtung der gewöhnlichen Gebühren wurde Jenem der Ruheplatz in dem erwähnten

Grabe gestattet; „nun sehen Sie,“ versetzte Selma, „auch der Vater meiner Freundin war in diesem Fall, als vor zwei Jahren ihre würdige Mutter starb. Auch sie ruht unter jenem Stein, und Röschen wähnte, als sie neulich an der Stelle ihres Rosenstrauchs, den Dornbusch fand, man habe ihre theure Entschlafene damit beschimpfen wollen.“

„O so müssen wir uns denn mit einander trösten!“ sagte der Fremde, und ergriff Röschens Hand. „Aber nun fühle ich mich doppelt verpflichtet, meine Klage gerichtlich anzubringen, und Ihnen und mir Ruhe zu verschaffen. Verlassen Sie sich darauf, Sie sollen bald wieder von mir hören.“

Hiemit nahm er freundlich von den Mädchen Abschied, und als er sich entfernt hatte, fiel Röschen Selma um den Hals, und bat sie wiederholt, ihr zu verzeihen, daß sie jener That sie fähig hielt. „Unerklärbar ist mir nur, was Dorchen zu einer so niedrigen Verläumdung verleitete,“ setzte sie im Innersten bewegt, hinzu. „Ach Selma! sollen, können wir ihr verzeihen?“ — „Ja, mein Röschen!“ erwiederte das treffliche Mädchen, wir

wollen sie ihrem Gewissen überlassen, und weder an Haß, noch an Strafe denken. Glaube mir, wir sind weit glücklicher als sie; ich wenigstens, da ich mein Röschen wieder besitze, und ihr frei und offen ins Auge blicken kann; denn ich habe mich gewiß nie im Stillen, noch weniger in einer Gesellschaft gegen dich versündigt, und das Körbchen will ich dir zeigen, sobald wir in mein Zimmer kommen. Ach es war mir immer ein liebes, wenn auch gleich schmerzliches Andenken an dich. Fanny sah es kürzlich, und bat mich, ihr es zu leihen, um eines darnach zu machen, allein ich befürchtete, es möchte bei ihr Schaden nehmen, und so ungerne ich das Mädchen in meiner Nähe habe, war mir doch dein Geschenk viel zu theuer, als daß ich es aus meiner Hand in eine unsaubere gegeben hätte. Ich machte also Fanny den Vorschlag, einige Abende zu mir zu kommen, und bei mir das Körbchen zu verfertigen, ich half ihr dabei, und so wurde es ganz dem Deinigen ähnlich, wodurch Dorchen auf die Vermuthung gekommen sein mag, es sei es wirklich." „O geliebte Freundin," rief Röschen und drückte Selma's Hand an ihr Herz," wie hab ich dich verkannt! Du warst mir so treu, und ich hielt dich für meine gehäßigste Feindin.

nein, mein ganzes Leben hindurch kann ich dir dieses Unrecht nicht vergüten." Selma erwiederte: „Diese Stunde hat mir Alles vergolten, und nun komm', laß' uns den kleinen Pipi holen, wir haben ihn über diese Begebenheit ganz vergessen." Sie kehrten in die Grotte zurück, und Selma trug sorgsam das liebe Vögelchen, während die Mädchen im herzlichen Gespräche nach dem Wohnhaus gingen. Plötzlich rief Selma: „O mir fällt Etwas bei! Wir müssen unsere Wiedervereinigung durch ein kleines Fest feiern, billigst du nicht meine Idee?" „Ich bin es ganz zufrieden, aber wie?" antwortete Röschen. Selma wurde nachdenkend, blickte dann bittend der Freundin ins Auge und sagte: „Willst du es mir wohl überlassen und mir die Freude vergönnen, dich überraschen zu dürfen?" Dankbar umarmte sie Röschen, und gab freudig ihre Einwilligung. „Gut," sagte Jene, „ich erwarte dich" morgen Nachmittag in unserer lieben Grotte, doch ich wünsche, daß du zur obern Gartenthüre hineingehen möchtest. Röschen versprach es, und mit dieser Abrede schieden für heute die Freundinen von einander.

Ein zart und tieffühlendes Herz ist unerschöpflich an freundlichen Entwürfen, welche denen, ihm nabe stehenden Wesen, die es mit inniger Liebe umfäßt, reine Genüsse bereiten sollen. So war es auch bei Selma. Immer fiel ihr noch Etwas bei, was die heutige Feier verschönern und erhöhen sollte. Sinnig und des Gegenstandes würdig, hatte sie Alles veranstaltet. Die Grotte war mit grünen Laubgehängen festlich geschmückt; in der Mitte stand ein mit Rosen und Vergißmeinnicht bekränzter Altar. Auf demselben befand sich das schon öfter erwähnte Körbchen und darinnen eine, aus Selma's dunkeln Haaren geflochtene Schnur und drei einfache goldene Ringe, in welche der heutige Monatstag und die Jahrzahl eingegraben war. Auch ein großer weisser Rosenstock mit vielen Knospen war dabei und der kleine zitronengelbe Pipi in seinem netten Käfig. Selma war nun mit ihren Zubereitungen fertig, sah noch einmal Alles aufmerksam und hie und da verbessernd durch, und erwartete voll süßer Ungedult die von ihr Eingeladenen. Röschen kam nach Selma's Wunsch heute zur obern Gartenthüre herein, und wirklich hatte die ihre Maßregeln so gut getroffen, daß, als eben Röschen sich der Grotte nä-

herte, die von Allem unterrichtete Ida zum Hinterpförtchen hereintrat, und in einem Augenblick umschlang sich innig und fest das liebliche Kleeblatt. Dann führte Selma die geliebten Freundinen in ihr Heiligthum und einfach, aber mit Feuer, sagte sie ihnen am Altar der Freundschaft, was ihr Herz bewegte. „Nimm, mein Röschen," so sprach sie am Schluße ihrer ungekünstelten Rede, „nimm diese Haarschnur. Sie war dir bestimmt, kurz ehe ein böses Geschick uns trennte, und ich fand Niemand, dem ich sie statt deiner hätte geben mögen, Niemand, der dich mir ersetzt hätte." Mit diesen Worten hing sie jener die Schnur um den Hals. Dann reichte sie die Ringe in dem Körbchen dar, bat Röschen und Ida, sie möchten dieselben als ein Andenken an diese festliche Stunde beständig tragen, wie sie es thun würde, und steckte den Dritten an ihren Finger. Darauf nahm sie den Käfig, ergriff Röschens Hand, und sagte: „Nur dein gegebenes Gelübde hat mich zur Eigenthümerin dieses Vögelchens gemacht; ich darf also nach Willkühr mit ihm schalten, nicht wahr?" Röschen bejahte es. „Nun wohl" fuhr Selma fort „längst war mir durch die Schilderungen meiner Tante, dein Liebling, deine Freude an ihm, und

Ida's gehegter Wunsch, auch einen solchen Vogel zu besitzen, bekannt; du mein Röschen würdest ihn nicht mehr zurücknehmen, das weiß ich: so soll Ida Pipi's freundliche Herrin werden, und ich verlange Nichts dagegen, als eine Locke von Röschens blondem und Ida's braunem Haare. In diesem Behältniß bewahre ich sie dann vereinigt, und trage sie immerwährend zur Erinnerung an unsern geschlossenen Bund." Sie öffnete bei dieser Aeusserung ein goldenes Herzchen, das sie an einer seidenen Schnur am Halse trug. Jene baten sie, sich sogleich die gewünschte Locke selbst abzuschneiden. Es geschah und in einer innigen Umarmung prieß Selma ihr Glück, nun zwei geliebte Freundinen zu besitzen. — Auch Ida würdigte nach Verdienst, Selma's edle liebevolle Gesinnungen und ihre Freundschaft, und herzlich freute sie sich, über das von ihr erhaltene liebe Geschenk, über den niedlichen Pipi. Sie plauderte mit ihm, und er begrüßte mit lautem Gesang seine neue Gebieterin. Röschen aber fiel der schöne Rosenstock ins Auge, und sie labte sich an dem feinen süßen Duft einer halbgeöffneten Knospe. Selma umschlang sie zärtlich und sagte: „Ahnest du nicht, zu was ich diesen Rosenstock bestimmt habe?" — Röschens Augen

füllten sich mit Thränen, und sie erwiederte ganz leise: „Er soll vielleicht ein Todtenopfer werden?" „Du hast es errathen," versetzte Selma, wir wollen dann hinaus auf den Gottesacker gehen, ihn selbst an das theure Grab hinpflanzen, und mit dieser uns heiligen Handlung soll sich der schöne Abend schließen." Röschen sank ihr in die Arme, weinte stille und flüsterte: „Tausend Dank, auch für diesen Trost!" —

Eine feierliche Pause trat nun ein, in welcher die Mädchen sich ihren Empfindungen überließen, die aber bald der Ton der Hausglocke unterbrach. Selma wurde weggerufen, und eilte den Garten hinauf. Sie blieb lange weg; endlich kam sie langsam und sinnend den Gang herunter, und als ihr die Freundinen entgegen giengen, und sie forschend, aber schweigend, betrachteten, sagte sie: „Wir sollen die so eben unter uns statt gehabte Feier noch durch die Ausübung einer schweren Tugend krönen, — Röschen! — Und auch du Ida! Fühlt ihr euch stark genug einem Mädchen die euch beleidigte, verzeihend die Hand zu reichen?" —

Beide schwiegen, — und Selma fuhr fort: „Ich, die am empfindlichsten Gekränkte, habe es über mich vermogt

ich habe es gethan. Hört mich: ein Zufall — nein kein Zufall, die Vorsicht sande Dorchen gerade jetzt zu mir. In einer durch meine gegenwärtige Stimmung veranlaßten Rührung, hielt ich ihr das begangene Unrecht vor, und — dem Himmel sei Dank! meine Worte machten einen so gewaltigen Eindruck auf sie, daß sie reuig und tief erschüttert bekannte: Röschen belogen zu haben, und nun keinen größern Wunsch hat, als deine Verzeihung zu erhalten. Indessen scheint mir die Sache bei weitem noch nicht zu Ende. Dorchens Beichte ist mir, je länger ich darüber nachdenke, je unzulänglicher. Verbittert es euch die schön verlebte Stunde nicht zu sehr, so führe ich Dorchen hieher, und wir wollen gemeinschaftlich die Wahrheit zu erforschen suchen." Die Freundinen waren es zufrieden, und bald brachte Selma die kleine Sünderin, welche nicht wagte, das Auge empor zu heben. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde ihr Verzeihung des Vergangenen zugesichert, nur fügte Röschen die Bedingung bei: daß sie Alles ehrlich aussagen müsse, was ihr von dem Ereigniß auf dem Kirchhof bekannt sey. Dorchen brach in lautes Schluchzen aus, und bat, man möchte ihr dieß erlassen, und als jene auf ihrer Forderung blieb, preßte es ihr die

Worte heraus: „Auch wenn ich meinen eigenen Vater dabei anklagen müßte, verlangst du es dennoch?“ Röschen war erschüttert. „Ach nun ist mir Alles klar.“ sagte Ida, und mit einem bittenden Blick wandte sie sich zu Röschen, und flüsterte: Schone Dorchen! Es wird auch ohne ihr Bekenntniß bald die ganze Geschichte kund werden,“ und Selma führte die Reuige an den Altar hin, erklärte ihr seine Bedeutung, seine Wichtigkeit, und ließ sich an demselben das Versprechen geben: nie mehr die Unschuld zu verläumden, und der Wahrheit ungetreu zu werden. Sie that es in höchster Bewegung, wurde dann von den Versöhnten umarmt und freundlich entlassen, weil sie es wünschte: „denn,“ sagte sie, „ich verdiene nicht die reinen Freuden dieses Abends mit Euch zu theilen. O wie tief stehe ich unter Euch! Wie weit habe ich dahin, bis ich sagen könnte, ich wäre Eurer Freundschaft werth! Aber einen Entschluß hat dieser Augenblick in mir erzeugt, dessen Verwirklichung mich Euch doch Etwas näher bringen wird.“ Sie sank an dem Altare hin, und betete laut: „Vater im Himmel! stärke mich im Guten, stärke mich auch bei der Ausführung meines Vorsatzes und gieb deinen Segen dazu!“ Dann stand sie auf, reichte den in-

niggerührten Mädchen die Hand, und verließ die Grotte. „Was war das?“ sagte Röschen zu Ida. „Mein Vater,“ antwortete diese „hat erst heute Morgen einen Rechtshandel zur Entscheidung erhalten, und so wenig der gewissenhafte Advokat jemals gegen die Seinigen die Namen seiner Klienten ausspricht, äussert er sich doch öfters über die Sache selbst. So sagte er nachher zur Mutter: Es ist schrecklich, daß die Menschen so gewissenlos handeln können! Ich habe jetzt die Angelegenheit eines tiefgekränkten Bruders zu führen. Sein Gegner schämte sich nicht, einen Verstorbenen zu beschimpfen und dessen Grabesstätte zu entweihen. Ich dachte mir bei dieser Aeusserung meines Vaters Nichts, allein vorhin fuhr mir der Gedanke durch die Seele, daß vielleicht Dorchens Vater Antheil an jenem Vergehen hat. „Richtig, richtig!‘ riefen die beiden andern Mädchen, und erzählten Ida die gestrige Begebenheit mit dem Betteljungen und dem Fremden, was sie noch nicht wußte.

Nachdem die Freundinen noch ein Stündchen in traulichen Herzensergießungen hingebracht hatten, traten sie den Weg nach dem Gottesacker an, um das Grab

von Röschens Mutter von Neuem zu schmücken. Den Rosenstock mußte die noch immer um die geliebte Entschlafene tief trauernde Tochter tragen, Ida nahm einen kleinen Spaten in die Hand und Selma den Gießkrug. Als sie auf dem Kirchhof anlangten, fanden sie den Knaben, der gestern einen Zufluchtsort bei ihnen gesucht hatte, an dem Grabstein beschäftigt, auch einen Rosenstrauch hinzupflanzen. Er bemerkte sie in seinem Eifer nicht eher, bis sie nahe an ihm standen. Auf ihre Frage: „Was machst du da?" wandte er sich, und als er die bekannten Gestalten erblickte, reichte er ihnen treuherzig die Hand und antwortete: „Bedanken will ich mich bei Euch durch die That, daß Ihr mich gestern vor Mißhandlungen beschützt habt." „Weißt du denn, daß dieses Grab für mich Werth hat?" fragte Röschen. „Alles, alles weiß ich!" erwiederte der Junge. „So gieb uns doch Aufschluß, du sollst dafür belohnt werden," sagte Selma. „Ei ihr sollt meine ganze Geschichte umsonst haben," versetzte der Knabe. „Hört nur: ich bin unter dem Namen — der Kirchhofpeter — bekannt, weil ich, ein armer vater- und mutterloser Waise, mich größtentheils hier aufhalte, um bei Begräbnissen, oder bei andern sich hier zutragenden

Begebenheiten ein Paar Pfennige zu verdienen. Daher weiß ich, daß Ihr es waret — auf Röschen zeigend — die den Rosenstrauch auf dieses Grab pflanztet. Nach einiger Zeit verleitete mich ein Herr, der, lange suchend auf dem Gottesacker herumschlich, durch ein großes Stück Geld, den Dornbusch an jene Stelle zu setzen; ich sahe, wie ihr trostlos weintet, demohngeachtet blendete mich die wiederholt erhaltene reiche Belohnung, auch ein beschriebenes Blatt Papier an diesen Baum zu heften und ehegestern sollte und wollte ich abermals einen Dornstrauch ausheben und hieher pflanzen. Jedoch ich wurde dabei erschreckt und entfloh. Diesem Herrn, der mich durch sein fürchterliches — Halt — in die Flucht trieb, begegnete ich gestern und er verfolgte mich bis in eueren Garten. Eure Gutmüthigkeit, mit der ihr mich vor ihm schütztet, hat mich nun aber zu dem Entschluß gebracht, nicht nur dieses Grab von nun an in Friede zu lassen, sondern Euch auch die Freude zu machen, und wieder einen Rosenstock an dasselbe zu pflanzen.“ „Guter Junge!“ sagte Röschen, „du machst mir eine doppelte Freude; mehr als der Rosenstrauch ist mir dein Vorsatz werth, dich nicht mehr bestechen zu lassen, um andern Herzen wehe zu thun. Bleib'

deinem Entschluß treu, werde fromm und gut, und Gott wird dich nicht verlassen, sollst auch bei mir immer Hülfe finden, wenn es dir übel geht." „Ja, wir wollen für dich sorgen," fiel Selma ein, „komme Morgen zu mir, ich will mit meinem Vater sprechen, daß er sich deiner annimmt." Der Junge war über diese Aeusserungen ganz betroffen. Er sah bald Röschen, bald Selma an, und konnte nicht Worte finden, sein frohes Erstaunen auszudrücken. Endlich näherte er sich schüchtern Selma, und fragte halb leise: „Darf ich dann vielleicht auch Etwas lernen?" „Gewiß, armer Junge," antwortete diese, „wenn du Lust hast, ein brauchbarer Mensch zu werden, so wollen wir alle dazu beitragen. „Juhhei!" rief Peter, und sprang jubelnd in die Höhe. Dann küßte er den Mädchen der Reihe nach die Hand, und gelobte: „Ich will gewiß nichts Böses mehr thun!" Röschen blickte mit nassen Augen gen Himmel, und sagte: „Gute Mutter, an deinem Grabe wurde eine Seele gewonnen, gewiß ist dieß ein Zuwachs deiner Engelsfreuden!" Nach einigen Minuten, in welchen jedes seinen Empfindungen nachhieng, gieng es an die Arbeit, an beiden Seiten des Grabsteins die Rosenstöcke zu pflanzen, wobei Peter sehr

thätig Hülfe leistete. Dann wandelten mit unaussprechlich süßen, wenn auch wehmüthigen Gefühlen, die Mädchen Hand in Hand in Selma's Garten zurück. Hier sollten nach dem Plan der liebenden Aeltern derselben, die Freundinen noch vereint ein einfaches Abendessen bei ihnen genießen. Sie giengen also ins Wohnhaus. Hier trafen sie die Mutter im lebhaften Gespräch mit einem Fremden, und als er sich beim Oeffnen des Zimmers umwandte, fanden sie den Nämlichen, mit dem sie gestern auf so eigene Weise bekannt wurden. Freudig gieng er sogleich auf die Mädchen zu, und sagte: Ich komme meinen edlen jungen Freundinen zu danken, da ich auch durch ihre Mitwirkung vor einer Stunde die selige Freude genoß, meinen ehemaligen Feind, reuig vor mir zu sehen; auch bin ich es ihnen schuldig, den ganzen Verlauf der Geschichte mitzutheilen. Hören Sie also: Hartmann war derjenige, welcher den Prozeß an uns verlor, und dessen Unwille darüber sich auf so unwürdige Art äusserte, der aber durch ganz besondere Umstände zur Erkenntniß seines Unrechts kam, und es bitter bereut. Er gestand mir vorhin, daß er nicht nur durch den Betteljungen jene Kränkung uns zufügte, sondern daß er auch,

um bei der ersten That den Urheber nicht errathen zu lassen, und, da er wußte, daß Ihre Mutter, liebes Röschen, im Grabe meines Bruders schläft, und die Mißgunst seiner Tochter, wegen ihrer Freundschaft zu Selma kannte, dieser befahl, das Gerücht zu verbreiten, als habe Letztere diese Tücke ausgeübt. Er erzählte dann aber auch, daß in der vorigen Nacht, ein fürchterlicher Traum seine Seele geängstiget und sein Gemüth für die eindringenden Vorstellungen meines einsichtsvollen und rechtlichen Anwalts empfänglich gemacht habe, der diesen Morgen bei ihm war, und ihn überzeugt habe, daß wir den Prozeß gewinnen mußten, und uns dazu keiner unedlen Mittel bedient hätten, und in dieser Stimmung sei noch seine Tochter zu ihm gekommen, von dem Beispiel dreier treflicher Freundinen — er nannte mir ihr liebes Kleeblatt — und von einer Scene begeistert, welche sie auf ewig der Wahrheit und Tugend gewann. Sie habe nun so lange mit Bitten in den Vater gedrungen, bis er ihr versprach, jedes Unrecht wieder gut zu machen, wovon der erste Beweis der sei, daß er persönlich mich um Verzeihung und um meine Freundschaft bäte.„ Freudig, fuhr der Fremde fort,“ reichte ich ihm die Hand zur Versöhnung; ich fühle mich recht

glücklich, keinen Feind mehr zu besitzen, die stille Ruhestätte meines Bruders nun gesichert zu wissen, und so edle Wesen bei dieser Gelegenheit kennen gelernt zu haben."

Mit feuchtem Auge verweilte er einige Augenblicke auf dem durch Bescheidenheit und Rührung sanft gerötheten Antlitz der lieblichen Mädchen, dann sagte er: „O erhaltet und bewahrt meine jungen Freundinen in Eurem Innern das tiefe und zarte Gefühl für alles Schöne und Gute. Lasset nie die theuren Bande sich lösen, die Euch so fest umschlingen, und handelt immer so entschlossen für Tugend und Recht wie bisher, so wird sich von Eurem Standpunkt aus, überallhin Segen in Fülle auf Eure Mitmenschen verbreiten."

Das Gesicht still weinend ins Sacktuch verhüllt, reichten die gerührten Mädchen dem Fremden die Hand, umarmten sich dann wechselsweise mit erneuerter Innigkeit. Die Mutter entfernte sich nun, und statt ihrer kam nach einer Weile Selmas Vater. Er wandte sich an den Fremden — den wir Hellwig nennen — und bat ihn, an ihrer Abendsuppe Antheil zu nehmen. Dieser sagte gerne

zu, und nach Verlauf einer Stunde, wurden sie in den geräumigen und freundlichen Gartensaal geführt, wo sie Idas Eltern, Röschens Vater und Hartmann mit seinem Dorchen antrafen. Ueberrascht flogen die Mädchen auf Letztere hin, versicherten sie unter einer innigen Umarmung ihrer aufrichtigen Freude über ihre Handlungsweise, und gelobten ihr herzliche Freundschaft. In lebhafter und vielseitiger Unterhaltung, in der man von allen Seiten das Vergangene vergessen zu machen strebte, verstrich höchst angenehm der Abend. Indeß erfuhr Dorchen doch auch im Vertrauen von ihren Freundinen die Scene auf dem Kirchhof. Sie wurde einige Minuten nachdenkend, dann nahm sie einen Teller, und bat mit rührender Beredsamkeit, daß man ihr erlauben möchte, für einen armen Waisen zu sammeln, der durch seine gänzliche Verlassenheit genöthigt war, sich auf jede, erlaubte oder unerlaubte Weise Geld zu verdienen, der aber Lust und Muth habe, jetzt nur den geraden Weg des Rechts zu gehen, auch sehr gerne Etwas lernen möchte, aber von jedem Hülfsmittel hiezu ganz entblößt sei. Hellwig erröthete, Hartmann zog die Stirne in finstere Falten, und eine verlegene Stille trat für einige Augenblicke ein. Da eilte

Dorchen an das Herz des Vaters, flüsterte heimlich mit ihm, und siehe da, er kehrte wieder heiter, seine ganze volle Börse auf den Teller um. Der Banquier gieng ins Seitenzimmer, und drückte, als er wieder zurückkam, Dorchen ein ziemlich schweres Röllchen Geld in die Hand. Hellwig gab, was er bei sich hatte, und versprach morgen mehr nachzuschicken, auch Röschens Vater und Ida's Aeltern trugen nach ihrem Vermögen bei. Nun traten die Mädchen freudig zusammen und besprachen sich über des armen Peter's künftiges Schicksal. Die Väter wurden dabei zu Rathe gezogen, und für des Knaben glückliche Zukunft — er wurde ein geschickter Tischler und ein guter Mensch, — entschied jener wichtige Abend.

Die Freundschaft aber, sowohl unter den vier Mädchen, als auch zwischen ihren Aeltern, Hellwig mit eingeschlossen, wurde immer inniger und fester und die Quelle unendlich vieler reiner Genüsse. „Ach," sagte Röschen oft zu sich selbst im Stillen, „welch' ein Glück, daß mich einst die Erfüllung meines Gelübdes zu Selma führte! Wie gut war es, daß ich Wort hielt! Gewiß der größte Theil unserer nachherigen glücklichen Erfahrungen, unsere auf Tugend und Pflichttreue gegründeten Freuden, so wie

des armen Peters günstiges Schicksal sind die gesegneten Folgen davon.

Gustchen und ihre Hühner.

Durch Fleiß und sittsames Betragen hatte sich Gustchen schon längere Zeit hindurch die Zufriedenheit ihrer Eltern in dem Grad erworben, daß ihr die Mutter auf dem nächsten Geburtstag eine große Freude zu bereiten versprach. Der Tag erschien, und Jene brachte ihr zum Geschenk eilf Eier, weiß wie Allabaster und eine Henne von besonderer Schönheit und Größe. Ihr Gefieder war braun und goldgelb gefleckt, der Hals schimmerte grau und ihr Kamm glich fast dem eines Hahns. Gustchen war eine ausserordentliche Freundin von Hausthieren. Die Henne machte ihr an und für sich großes Vergnügen, doch der Mutter Versicherung: daß sie nach Verlauf von drei Wochen im Besitz von eilf jüngern Hühnern sein könne, erhöhte dasselbe noch um Vieles. Die Gluckhenne wurde an einem dunkeln, einsamen Ort auf die Eier gesetzt; pünktlich sah Gustchen zweimal des Tages

nach ihr, ob sie Futter und frisches Wasser genug habe. Kaum konnte sie den Zeitpunkt erwarten, in welchem die Thierchen erscheinen würden. Er kam, und mit ihm eilf Küchlein. Welche Freude, als Gustchen an einem Morgen die Henne füttern wollte, und unter ihren Flügeln Alles wimmelte und pippte. Sechs Hühnchen waren auf einmal ausgeschlüpft. Nach der Mutter Rath nahm sie Gustchen und trug sie in ein schon für sie bereitetes warmes Nestchen. Kleine Krümmchen hartgesottener Eierdottern streute sie ihnen vor, und ergözte sich herzlich daran, wenn sie dieselben emsig aufpickten. Nach und nach kamen die Küchlein auch an das Tageslicht, und alle genossen nun Gustchens Pflege und treue Aufsicht, erfreuten sie aber auch dagegen durch ihr sichtliches Gedeihen.

So wie die Sonne warm und heiter strahlte, trug sie die kleine Hühnerfamilie in ihr Gärtchen, wo sie ohne Nachtheil für dasselbe auf einem Rasengang lange verweilen konnten. Gustchen saß mit ihrem Strickzeug dabei, und weidete sich an der Thierchen behaglichem Zustand.

Rührend erschien ihr oft der alten Gluck mütterliche Liebe. Wie eifrig lockte sie ihre Kinderchen zusammen,

wenn sie im Grase ein Insekt oder sonst etwas dienliches für sie gefunden hatte, und auf dem Hin- und Rückweg mußten alle Küchlein ihr nahe seyn, blieb eines zurück, so rief sie so laut, bis es nachtrippelte. Gustchen entfernte sorgfältig von ihnen Hund und Katze und alles was dem Hühnervölkchen Gefahr oder Sorge bringen konnte. Dagegen war dasselbe unbeschreiblich anhänglich an sie. Ihre Stimme erregte ein frohes Getümmel unter ihm.

Sobald sie erschien, wurde sie umringt, alle Köpfchen blickten zu ihr hinauf und aus ihrer Hand pickten die Hühnchen das Futter. Sie wuchsen schnell heran, waren größtentheils sehr hübsch von Farbe und Gestalt und Gustchens größte Freude.

Sie wurden aber auch die Quelle inniger trauriger Stunden, für sie und die Ursache einer großmüthigen Handlung.

Gustchen verlor in einer herrschenden Seuche die alte Henne und ihre Küchlein alle bis auf Eins. O wie betrübte sie dies, und mit welcher verstärkter Liebe hing sie nun an dem Uebriggebliebenen! Doch auch diesem drohte bald darauf eine große Gefahr.

Das Dorf, in dem Gustchen wohnte, bekam starke und lange dauernde Einquartirung. Eine ganze Schwadron Reiter nebst zwei Offizieren lagen mehrere Wochen darin. Es waren die Gemeinen ziemlich rohe Leute, die mancherlei Ausschweifungen zu Schulden kommen ließen, und des armen Landvolks Eigenthum war nicht sicher. Mit Gewalt nöthigten sie dasselbe ihr Weniges von der Seuche übrig gebliebenes Geflügel für sie zu schlachten und zu bereiten und hielten auf ihre Kosten manche leckere Mahlzeit. O wie sorgte sich Gustchen um ihren einzigen Pflegling im Stillen ab! Wie sorgfältig schloß sie ihn in seinen Stall ein, damit kein Soldat ihn gewahr wurde! —

Auch die Mutter hatte, was sie an Hühnern, Tauben und Gänsen vorräthig hatte, den beiden Offizieren, welche sie bewirthen mußte, vorgesetzt, und schickte eben Gustchen zu einer Bäuerin um einen Krug Buttermilch zu holen, welche einer ihrer Gäste sehr liebte. Schon vor der Thüre hörte Jene einen gewaltigen Lärm und nahm Anstand hinein zu gehen; indem kam weinend und schreiend die Bäuerin zur Stube heraus gelaufen und ein Soldat hinter ihr nach. „Helft! Helft!“ rief das Weib,

„er will mich ums Leben bringen!" Gustchen verbarg sich erschrocken in eine Ecke und zitterte am ganzen Leibe. Die Frau flüchtete sich zu einer Nachbarin, und als der Soldat sich schimpfend wieder zurückgezogen hatte, suchte das Mädchen sie dort auf und erkundigte sich theilnehmend nach der Ursache des Streits. Sie erfuhr, daß der ungestümme Krieger durchaus diesen Abend ein gesottenes Huhn haben wollte, und daß sie nicht eine Feder mehr besäße, auch nicht wisse, wo sie eines auftreiben könne. „Und" — setzte die Frau klagend hinzu, „kann ich nicht sein Verlangen erfüllen, so kann ich mich nicht ohne Gefahr meines Lebens vor ihm blicken lassen und muß meine Hütte, mit Allem was darinnen ist, dem bösen Menschen preiß geben." Ich habe auch schon lange kein Federvieh mehr, fiel die Nachbarin ein und wieß für dich arme Liese keinen Rath. „Aber ich weiß Einen." sagte Gustchen, lief nach Hause und theilte der Mutter eilig den Vorgang und das, was sie zu thun Willens sey, mit. Dann gieng sie mit edelmüthiger Entschlossenheit in ihre Hühnerkämmerchen, haschte ihren Liebling und trug ihn mit nassen Augen zu der gequälten Frau hin.

„Hier Liese!" sagte sie, „hier bringe ich ihr mein einziges Hühnchen, befriedige sie damit ihren rohen Gast. Es thut mir freilich leid, doch um eines Menschen Leben und um seine Ruhe ist wohl ein solch Thierchen hinzugeben."

„Liebes gutes Kind, Gott vergelte es ihnen!" erwiederte Liese. Doch horcht, — was höre ich?" der schmetternde Ton einer Trompete erscholl. Alle Dorfsbewohner liefen vor ihre Hüttchen, auch Liese, die Nachbarin und Gustchen mit dem Huhn unter dem Arm. Es wurde zum Abmarsch geblasen. — „Geschwind versteckt das Huhn," sagte die Nachbarsfrau „dann ists gerettet, der wilde Mensch muß jetzt fort, und kann Liese nichts mehr anhaben."

Wirklich saß in kurzer Zeit die ganze Schwadron zu Pferd und verließ das Dörfchen. Wie glücklich priesen sich die armen Landleute und mit inniger Freude drückte Gustchen das ihr aufs neue geschenkte Thierchen sanft und liebkosend an sich, indessen beglückte sie noch mehr das süße Bewußtsein, welches ihr der Sieg, den sie über sich selbst errungen hatte, gewährte, und der alten Liese Dankbarkeit hatte sie für immer gewonnen. So oft sie

Wander inv del et sc

an ihrem Häuschen vorübergieng, wurde sie hineingerufen, und Alles was dann die treuherzige Alte an süßer oder saurer Milch, an Obst oder kräftigem Brod besaß, Alles theilte sie mit Gustchen, deren Eltern Gott dankten für den Besitz eines Kindes, das stark genug war; ihr Vergnügen der Menschenliebe zu opfern.

Adelberts Fußreise und ihre Folgen.

Mit Verdruß bemerkte Adelbert, ein junger Studierender aus L*, der eine Ferienreise unternommen hatte, um seine Eltern zu besuchen, daß er vom rechtem Weg abgekommen sey. Er war schon 8 Stunden gewandert und fühlte sich müde, demohngeachtet würde er die Vaterstadt noch zu erreichen gesucht haben, denn die Seinigen erwarteten ihn heute, desto unangenehmer war ihm seine Verirrung.

Er befand sich in einem dicken Wald, wo sich mehrere Fußpfade kreuzten. Der Eine, den er eingeschlagen hatte, führte in ein wildes Gestrippe von Wachholder- Brombeer- und Dornsträuchern, welche seine Hände

blutig rizten und immer dichter verschlungen, das Vorwärtsschreiten endlich unmöglich machten. Unwillig kehrte Adelbert um und wählte den zweiten jener Wege. Dieser gieng lange eben und gerade fort, allein daß es nicht der Richtige sey, davon überzeugte er sich immer mehr. Kein einziges der gewöhnlichen Kennzeichen der rechten Straße wurde er gewahr und immer dicker wurde wieder das Gehölz.

Endlich stieg in der Ferne Rauch auf. Adelbert gieng darauf zu und fand ein einsames ärmliches Häuschen. Ein hübsches blondgelocktes Mädchen von ohngefähr acht Jahren kniete vor dem Kamin, um das angeschürte Feuer zu unterhalten. Freundlich trat sie dem Wanderer entgegen, bot ihm die Hand und sagte: „Guten Abend Fremdling! wie kommst du in diese Einsamkeit? Du hast dich gewiß verirrt?“ So ist es, liebes Kind; erwiederte Adelbert. Kannst du mir den Weg nach G. zeigen, so will ich dich gerne belohnen. Das Mädchen antwortete: „o das würde umsonst geschehen. Vater sagt, Gefälligkeiten soll man sich nicht bezahlen lassen; allein ich darf das Hüttchen nicht verlassen bis der Vater kommt, er ist indessen nicht weit, ich kann ihn ho-

S. 76.

Wander del. et sc.

len, wenn du dich nur ein Bischen gedulten willst. Aber bist du vielleicht hungrig und durstig? ich habe Kartoffeln an das Feuer gesezt, sie werden bald fertig seyn, allein zum Trunk kann ich dir freilich nur frisches Quellwasser anbiethen." Adelbert erfreute in eben dem Grad des Mädchens treuherzige Gutmüthigkeit, als er ihren Muth, hier mitten im düstern Wald allein im Häuschen zu verweilen, und ihr Geschick sich in Alles zu finden, bewundern mußte. Er wollte sich eben darüber äussern, als die Kleine freudig ausrief: „Dort kommt der Vater, o das ist gut!" Ein Mann von mittlern Alter, aber blaß und abgezehrt, im zerrissenen Kittel, die Axt auf der Schulter, schweifte der Wohnung zu.

Kätchen war ihm entgegen gelaufen, und hatte ihn von Adelberts Daseyn und Verlangen benachrichtiget. Jener verdoppelte, doch mit sichtbarer Anstrengung seine Schritte und begrüßte herzlich den Fremden. „Ihr seyd wohl krank, lieber Mann?" fragte Adelbert mitleidig. Mit mir wirds nicht mehr lange dauern, antwortete Dieser. Doch — was kann Euch dies kümmern, auch wollt Ihr, wie ich gehört habe, heute noch nach G. so darf ich Euch nicht aufhalten; denn schon hat der Hirt des nächsten

Dörfchens seine Heerde nach Haus getrieben. Dort unten im Thal ist sie mir begegnet. Indessen ist es eine schlimme Sache. Kätchen muß Euch wenigstens eine halbe Stunde begleiten, wenn Ihr nicht mehr irre gehen sollt, und dann kommt mir das Mädchen in die Nacht hinein, und ich — ach du lieber Gott!" seufzte er und warf sich erschöpft auf die Bank vor dem Häuschen hin — „ich kann heute keinen Schritt weiter, so gerne ich Euch dienen wollte; ich habe den halben Tag Holz gespalten, mußte oft dazwischen innehalten und ausruhen, und bin nun so müde, daß ich kein Glied mehr rühren kann." „Könnte denn der Fremde nicht bei uns übernachten?" fragte Kädchen, „das wäre mir eine große Freude, denn ich bin dir recht gut," setzte sie hinzu und schmiegte sich zutraulich an Adelbert. Dieser drückte das Mädchen herzlich an sich, bot dann dem Vater die Hand und sagte: „wollt Ihr mich bis Morgen behalten, so nehme ich es dankbar an, ich bedarf nichts als ein Bischen Stroh und ein paar Erdäpfel, die mir die Kleine hier schon versprochen hat." „O wenn Ihr damit zufriedeu seyn, dann ist es gut" erwiederte Paul, so hieß der Mann, „kommt nur mit herein ins Stübchen." Hier fand Adelbert die

äusserste Armuth und konnte sich des Mitleids nicht erwehren, denn die Bewohner schienen ihm eines bessern Looses werth zu seyn. Noch mehr wurde jenes Gefühl in ihm erregt, als er in dem Mädchen viele gute Anlagen, die hier nicht gepflegt werden konnten, bemerkte und als späterhin der Vater ihm Bruchstücke aus seiner Lebensgeschichte mittheilte. Er war nemlich eines reichen Müllers einziger Sohn und erhielt nach des Vaters Tod die Mühle. Allein diese wurde in einer fürchterlichen Nacht, mit fast Allem, was er besaß, ein Raub der Flammen. Das Wenige, was er rettete, reichte hin ein kleines Gütchen im Dorf zu kaufen, dessen Felder ihn ernähren sollten. Jedoch zwei Jahre Mißerndte und eine herrschende Viehseuche, die seine zwei Kühe wegraffte, brachten ihn an den Bettelstab. Der Gram darüber stürzte sein Weib ins Grab. Ihm blieb nichts als dies Mädchen und seine Axt, womit er sich und sie nothdürftig ernährte. Der vorige Besitzer des Häuschens, ein alter Einsiedler, nahm Beide aus Erbarmen darinnen auf, starb aber bald nachher, „und seitdem" schloß der Unglückliche, „seitdem friste ich unser elendes Leben hier, in tiefster Einsamkeit, durch den spärlichen und sauern Er-

werb eines Holzhauers, bis es Gott gefällt, mich abzurufen; ich würde mit Freuden meinem Erlösungsstündchen entgegensehen, aber mein Kätchen erschwert mir den Tod. Wer wird ein achtjähriges Mädchen in Dienste nehmen? ob ich sie gleich zur Arbeit wacker anhalte, kann sie doch nur wenig bei mir und in dieser Wildniß lernen. Sterbe ich also, so weis ich nicht, wer sich ihrer annehmen wird, denn ich habe keinen einzigen nahen Anverwandten."

„Nun seyd nur getrost, guter Mann," erwiederte Adelbert, „ewig währt kein Leiden, der liebe Himmelsvater bedient sich oft gar wunderbarer Mittel, es zu endigen. Wer weis wie bald Euch geholfen wird." Indem hörten sie Kätchens fröhlichen Gesang, die um Holz zu sammeln, weggegangen war. Der Vater bat Adelbert, von seiner ihm mitgetheilten Geschichte nichts in Gegenwart des Mädchens zu erwähnen. „Das arme Kind" fügte er hinzu, „muß ohnehin alles entbehren, was Andere ihres Alters genießen, und was auch ich in meiner glücklichen Jugend genossen habe, so will ich sie wenigstens nicht zur Theilnehmerin meiner Leiden machen, und dadurch ihr Leben noch mehr trüben. Ich verberge ihr auch so viel ich vermag meine Schwäche, und suche ihr

Zufriedenheit mit ihrer Lage zu erhalten." Diese treue Vaterliebe rührte Adelbert ungemein und als er einige Erdäpfel, wo Kätchen ihm immer die besten und mehlreichsten heraussuchte, mit ihnen verzehrt hatte und sich müde bald auf sein Strohlager hinwarf, konnte er doch lange nicht einschlafen, so sehr beschäftigten ihn mancherlei Plane für seinen armen Hauswirth und dessen Töchterchen. Am andern Morgen war wieder eine Schüssel dampfender Kartoffeln ihr gemeinschaftliches Frühstück; dann bat Adelbert den Vater, daß Kätchen ihn ganz nach der Stadt begleiten dürfe, er möchte das Mädchen, das er so lieb gewonnen, so lang als möglich bei sich haben. Kätchen stimmte in des Fremden Bitte ein. Der Vater bewilligte es und Beide machten sich auf den Weg. Es dünkte Adelbert eine mißliche Wanderung zu seyn, denn immer zeigten sich mehrere Pfade und öfters richtete er an seine kleine Begleiterin die zweifelnde Frage: „Bist du denn sicher, daß dieß der rechte Weg sey?" doch immer bejahte es Kätchen mit einer Zuversicht, die endlich auch Adelbert ganz beruhigte. „Du scheinst deiner Sache recht gewiß zu seyn," sagte er zu dem Mädchen. „Das bin ich auch" versetzte diese, „der Vater lehrte mich Alles, was

ich thue, mit Achtsamkeit zu unternehmen. Als er mich das erstemal mit in die Stadt nahm, bezeichnete er mir den Weg genau, das zweite Mal fragte er mich nach den angegebenen Kennzeichen desselben, das dritte Mal mußte ich diese ihn nennen, das vierte Mal konnte er mich schon alleine hinschicken, und so machte es mein Vater mit Allem, was er mir lehrte." Adelbert fieng nun an Kätchen zu examiniren und fand, daß sie nicht so unwissend sey, als er gedacht hatte. Vorzüglich bemerkte er richtige religiöse Begriffe bei dem Mädchen und einen wahrhaft kindlichen Glauben an Gottes Liebe und an seinen mächtigen Beistand. Kätchen sprach lebhaft von den Schönheiten und Kräften der Natur, mit denen sie vermöge ihres Aufenthaltes und durch die Art und Weise, wie sie der Vater darauf aufmerksam gemacht hatte, genau bekannt war, und fromm leitete sie Alles von Gott, dem Schöpfer und Regierer des Weltalls ab. Nothdürftig lesen konnte Kätchen auch, dies hatte Adelbert schon gestern Abend wahrgenommen, wo das Mädchen in einem alten Gebetbuch blätterte. Das hatte der Vater ihr gelehrt, aber im Schreiben war dieser selbst nicht bewandert.

Kätchens lebhafte Unterhaltung und die Aeusserung ihrer Anhänglichkeit an Adelbert verkürzten diesem den Weg ungemein. Bald hatten sie die Stadt erreicht und Kätchen wollte umkehren. „Nein" sagte Adelbert, „Du gehst mit zu meinen Eltern, hier geschieht dir gewiß nichts zu Leid, sondern alles mögliche Gute." „Ich fürchte mich auch nicht," erwiederte Jene, „denn da Du ihr Sohn so freundlich bist, so müssen sie es auch seyn." Warte unten im Vorplatz, sagte Adelbert zu ihr, als sie in das große schöne Gebäude, in das Wohnhaus von seinen Eltern eingetreten waren; sprang die Treppe hinauf und flog in die Umarmung der Mutter und Schwestern, die Seiner schon seit gestern, wo er versprochen hatte zu kommen, ängstlich harrten. Der Vater war ausgegangen. „Ich bring Euch einen kleinen Gast mit," sagte Adelbert, und erzählte kurz sein gestriges Abentheuer. „Wo ist die Kleine?" fragte hastig Malchen die jüngste Schwester, ein munteres Geschöpfchen von Kätchens Alter. „Unten wartet sie an der Treppe," erwiederte Adelbert. Jene sprang hinab und brachte bald die kleine Fremde. Ohne Furcht, doch nichts weniger als unbescheiden, begrüßte sie die Frauenzimmer und beantwortete freimüthig und rich-

tig alle an sie gestellten Fragen. Die Mädchen brachten ihr geschäftig, die Eine mehrere Birnen, die Andere mürbes Brod und die Aelteste bemerkte, daß sie müde seyn müsse, und nöthigte sie, auf einem gepolsterten Stuhl auszuruhen. Kätchens Blicke schweiften im Zimmer umher; es fiel ihr so Manches auf, worüber sie gerne Adelbert gefragt hätte: doch eine gewisse ehrerbietige Scheu hatte sich ihrer, seit er in seiner Familie sich befand, bemächtigt. Um die Welt hätte sie nicht, wie bisher — Du — zu ihm gesagt und schüchterner betrug sie sich gegen ihn, als gegen die Schwestern. Es war, als schämte sie sich, so zutraulich mit ihm umgegangen zu seyn. Daß er vornehmer Leute Kind sei, dieses zeigte ihr die ganze kostbare Einrichtung des Hauses, so wie die Kleidung der Seinigen.

Nun kam auch der Vater, ein bejahrter, aber höchst freundlicher Mann. Erstaunt sah er das Mädchen an, die behaglich da saß, und von den mild erhaltenen Gaben, welche sie in ihrer Schürze hielt, zehrte. Der Sohn, der am Fenster mit Mutter und Schwestern einen heimlichen Rath über des Kindes künftiges Schicksal gehalten hatte, eilte auf ihn zu, und mit gerührter Freude schloß der Vater den liebenden hoffnungsvollen Sohn in die Arme.

Er wurde nun von Allem in Kenntniß gesetzt und die edlen Menschen beschlossen gemeinschaftlich die Rettung der Unglücklichen. Gewiß es war eine höchst achtungswürdige und menschenfreundliche Familie. Der alte Weilburg bekleidete die wichtige Stelle eines Präsidenten, war sehr begütert, erzog aber, nebst seiner trefflichen Gattin seine Kinder höchst einfach. Daher fühlte sich der reiche Jüngling gestern in der Hütte der Armuth, auf dem Strohlager bei einem Gericht Kartoffeln in der Schale eben so zufrieden, als mancher Vornehme bei allem Ueberfluß. Er war bei guten Menschen, und dieses hielt ihn schadlos, so wie der Entschluß und die Aussicht hier Hülfe schaffen zu können, ein unaussprechlich frohes Gefühl in ihm erweckte. Ihm ganz ähnlich an Gesinnung waren Aeltern und Schwestern, und letztere freuten sich innig der neuen Gelegenheit zu guten Handlungen.

Zu einem edlen Wettstreit gab die Dazwischenkunft der Räthin Birkenfels Veranlassung. Sie war die älteste, schon verheirathete Schwester Adelberts. Diese besaß einen würdigen Gatten, ein bedeutendes Vermögen, lebte im Hause der Aeltern und nichts fehlte ihrem Glück — als die mütterlichen Freuden. Sobald sie beim Eintreten

das anmuthige Mädchen erblickte, liebkoßte sie dasselbe auf das Freundlichste und bestürmte die Ihrigen mit Fragen nach dessen Herkunft. Als sie sein Schicksal erfuhr, äusserte sie mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit: „Kätchen ist mein! Ich überlasse sie Niemand. Mein Ferdinand hat gewiß gegen diesen Einfall nichts. O wie Schade wäre es, wenn das arme hübsche Mädchen verwilderte! oder dem Mangel und Elend Preis gegeben würde. Uns hat Gott viel von der Erde Güter, doch keine Kinder gegeben, also ist es doppelte Pflicht für uns, fremde, kleine Unglückliche zu versorgen. Wer will mich begleiten?“ setzte sie hinzu. „Ich lasse einspannen und fahre mit Kätchen zu ihrem Vater.“ Die jüngern Schwestern sahen die Mutter an, ob diese Lust zeige, doch sie sagte: „Ich überlasse Euch meinen Platz,“ „Adelbert aber scheint mir nothwendig dabei zu seyn,“ fiel die Räthin ein; „wir sind dem Manne ganz fremd, auch weiß ja Niemand den Weg zu ihm. Willst du Brüderchen?“ fuhr sie schmeichelnd und zu ihm gewendet fort, „willst du mir und dem armen Schelm dort den Gefallen thun und noch einmal die kleine Reise in die Waldhütte machen? Darfst dich ja nicht ermüden, meine muntern Braunen bringen

uns rasch dahin." Adelbert willigte gerne ein, und Kätchen horchte hoch auf, als sie erfuhr, daß sie in einem prächtigen Wagen, mit den schön gekleideten, vornehmen Leuten in ihre Wildniß zurückfahren sollte. Von dem Plan der Räthin wußte sie nichts, die Familie hatte sich bei ihren Berathschlagungen in ein entferntes Fenster zurückgezogen und halb leise gesprochen.

Als die Räthin, die in ihr Zimmer geeilt war, mit ihres Gatten Beistimmung zurückkam, wurde die Fahrt unternommen, an welcher Adelbert, die Räthin nebst noch zwei Schwestern und Kätchen Theil nahmen. Ersterer suchte unterwegs des Mädchens Zutrauen wieder zu gewinnen. Es gelang ihm bald, nur war diese so verständig, aus eigener Ueberlegung das „du" in „Sie" zu verwandeln. Die Räthin staunte über Kätchens gesunden Verstand und herzliche Gutmüthigkeit, welche sie in der Unterhaltug mit ihr an den Tag legte. „O wie leicht wird es mir werden, das Kind gut zu erziehen" flüsterte sie dem Bruder zu, der ihr gegenüber saß. Kätchen zeigte auch wieder dem Kutscher den richtigen Fahrweg und bald und glücklich erreichten sie das Hüttchen. Sie fanden den armen Bewohner krank und matt auf der Bank am Ofen

liegen. Das Mädchen fiel auf ihn hin und jammerte laut. Die Räthin hatte sich mit Wein und allerlei Lebensmitteln versehen, und da des Mannes Uebel ganz allein von Sorge und Hunger herrührte: so stärkten ihn ein paar Löffel Wein, die ihm die mitleidige Räthin einflößte, sichtbar. Bald nachher vermochte er sich aufzurichten und die Absicht der Angekommenen zu erkundigen. Rührend war die Wirkung ihrer Aeußerungen und die Bekanntmachung ihres Entschlusses bei Vater und Tochter.

Kätchen umklammerte jenen und sagte: „Ich kann mich nicht von Dir trennen Väterchen, Du wirst doch nicht einwilligen? Bei allem Ueberfluß könnte ich nicht glücklich seyn, wenn ich Dich einsam und verlassen, vielleicht krank und elend hier wüßte. Es hat mir in der Stadt recht wohl gefallen, aber die Sehnsucht nach Dir, würde mir alles Vergnügen verbitttern.“ Der Vater war erschüttert, er drückte das Mädchen an sich und sagte: „Kätchen! stoße dein Glück nicht von dir. Du nimmst mir eine schwere Sorge vom Herzen, wenn du mit diesen gütigen Leuten ziehest. Erlaubt es meine Gesundheit, so komme ich zuweilen in die Stadt, und auch du kannst und wirst mich besuchen.“ „Nein Vater, ich gehe nicht

von dir" erwiederte fest die Kleine, näherte sich Adelbert und sagte bittend: „Nicht wahr, Sie dringen nicht darauf, es würde mir das Leben kosten, wenn man mich von meinem Vater losrisse." „Ich hoffe ein Auskunftsmittel gefunden zu haben," erwiederte dieser. „Der Vater zieht auch mit in die Stadt und wird versorgt und verpflegt, bist du es dann zufrieden Kätchen?" Das Mädchen küßte ihm freudig die Hand, sprang dann jubelnd zum Vater und sagte: „Willst du Väterchen? Ich dächte ja, du wirst es gewiß gut bekommen, es sind dir gar freundliche liebe Leute; mit dir würde ich bei ihnen im Himmel zu seyn glauben." Während Vater und Tochter sich so besprachen, verabredete Adelbert mit den Schwestern die weitere Verfügung über Paul und Kätchen. Dann trat Jener zu dem Manne hin und sagte: „Ich will Euch nun meinen Plan mittheilen, in den Ihr gewiß einwilligen werdet: Ihr fahrt sogleich mit uns in die Stadt, ich trette Euch meinen Platz im Wagen gerne ab, meine jungen gesunden Knochen können leichter den Weg zu Fuß machen, als die Eurigen. Durch kräftige Nahrungsmittel und zweckmäßige Arzneien werdet Ihr jedoch bald hergestellt seyn, und auf das nächste Monat, wo von unserer

Dienerschaft Einige fortgeschickt werden müssen, in unsere Dienste treten können. Unsere Forderungen könnt Ihr leicht erfüllen, und schlimme Tage sollt Ihr dann gewiß nicht bei uns haben. Euer Kätchen aber müßt Ihr hier meiner Schwester, die kinderlos ist, und sie sehr liebgewann, abtreten. Treu wird sie dieselbe erziehen, und ihr allen nöthigen Unterricht geben lassen. Wir bewohnen ein Gebäude, also darf sich die zärtliche Tochter eigentlich nicht von dem guten Vater trennen." Paul faltete andächtig seine Hände. Ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen und leise bewegte er die Lippen. „Gott mußte ich zuerst danken und um Segen für meine Wohlthäter anflehen," sagte er nach einer Weile. „Ach es giebt doch recht edle Menschen auf der Welt! Wie kann ich das Gute vergelten, das Sie mir und Kätchen erzeigen wollen. Nur von dem Höchsten werden Sie den Lohn empfangen, und — schenkt er mir wieder meine verlornen Kräfte, so sollen sie gewiß einen treuen und aufmerksamen Diener an mir haben." Die Räthin hatte unterdessen Kätchen an sich gezogen, und sie gefragt: ob sie gerne Mutter und Du, zu ihr sagen würde? Sie schlug das große blaue Auge zu ihr auf, und erwiederte treu-

herzig: „Ei ja wohl, mit Freuden! Ich will dir auch eine recht gehorsame Tochter sein.“ Wirklich erfüllte sie dieses Versprechen; aber nicht nur im sittlichen Betragen, sondern auch im Lerneifer und Fleiß war sie ein Muster für alle Kinder, machte bedeutende Fortschritte, und gründete auf diese Weise ihr ganzes Erdenglück. Lange diente der Vater seiner gütigen Herrschaft mit unermüdeter Treue und genoß dann bei ihnen, bis an sein Ende das Gnadenbrod.

Kätchen verletzte, trotz ihrer dem Vater überlegenen Geistesbildung, nie die kindliche Liebe und Achtung, die sie ihm als Kind erwieß und sein Segen begleitete sie durchs Leben.

Der Jugendfreund.

Lindemann hatte sich vom Beginnen seines Jünglingsalters an, der Bildung weicher Kinder-Herzen und ihrer geistigen Anlagen gewidmet. Er war nicht reich, daher erleichterte ihm seine Neigung, mit der Kinderwelt zu leben, die Nothwendigkeit sich durch Unterrichtertheilen

Geld zu verdienen, um die Kosten, welche seine Studien verursachten, leichter decken zu können. Er hatte einen hohen Begriff, von einem frommen, unschuldsvollen Kinde, und suchte in dem Kreise seiner Bekannten, durch seine Lehren und durch seinen segenreichen Umgang, das Paradies in der Jugendwelt herzustellen. Es gewährte einen eigenen Genuß, seinen Unterrichtsstunden beizuwohnen. Mit anziehender Freundlichkeit, mit unermüdlicher Gedult und wohlthuender Gemüthlichkeit, verband er einen sanften Ernst, ein würdevolles Benehmen und verstand es vollkommen, sich sowohl Liebe, als auch eine ehrerbiethige Scheu bei seinen Schülern und Schülerinnen zu erwerben. Als er seine Universitätsjahre zurückgelegt hatte: erhielt er eine Hofmeisterstelle in einem vornehmen Hause. Die Kinder waren hier schon auf dem Wege auszuarten. Stolz, Leichtsinn, Trägheit, Selbstsucht, Eigensinn, diese Fehler alle hatten sich die beiden Mädchen, Luitgard und Aurelia und ihr Bruder Edmund angeeignet. Die Aeltern sowohl in Geschäfts- als in gesellschaftliche Verhältnisse verwickelt, waren nicht im Stande, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten und die Wahl ihrer Lehrer war seit einiger Zeit so unglücklich, daß sich die

Folgen davon traurig zeigten, und den Aeltern großen Kummer verursachten. Baron Reinthal hörte von Lindemanns trefflichem Charakter und Erziehungsweise. Einige Tagreisen war sein Auffenthaltort von der Stadt entfernt, in welcher diese Familie lebte. Eilig aber berief den Jugendfreund ein dringendes Schreiben des Herrn v. Reinthal zu sich. Die vorgeschlagenen Bedingungen waren glänzend und Lindemann beschloß, dem Ruf zu folgen. Er kam — die Aeltern waren in Gesellschaft, die Kinder auf seine Ankunft vorbereitet, hatten unter sich einen Empfang verabredet, der den neuen Mentor abschrecken sollte. Luitgard ein Mädchen von 10 Jahren, nahm sich vor, ihn recht stolz und verächtlich zu grüßen, und nur kurzer Antworten zu würdigen. Edmund, der um ein Jahr jüngere Bruder glaubte gewiß etwas Lächerliches an ihm zu finden, wo er dann aus vollem Halse seine Spottlaune ergießen wolle. Aurelia sechs Jahre alt, versicherte, „es würde sie Niemand zwingen können, freundlich oder folgsam gegen den neuen Lehrer zu seyn, sie wollte schon ihr Köpfchen aufsetzen," und wirklich verbarg sie sich trozig in einen Winkel des Zimmers, als der Ton eines Posthorns den Ankommenden verkündigte. Die Thüre

gieng auf — Lindemann mit aller seiner liebenswürdigen Freundlichkeit trat ein. Auch er hatte von dem gebeugten Vater einige Winke über die Verwilderung der Kinder erhalten, doch dieses schreckte ihn nicht ab, die Stelle anzunehmen. Er fühlte die Größe des Verdienstes, das er sich um die unglücklichen, verblendeten Kinder erwerben könnte, und nahm sich vor, Alles zu versuchen, diese verkehrten Herzen wieder für das Gute und für sich zu gewinnen, wozu schon sein Eintritt ins Haus den Anfang machen sollte. Betroffen sah Luitgard und Edmund zu ihm auf; ein noch nie empfundenes, beschämendes Gefühl bemächtigte sich ihrer. Edmund hätte um keinen Preiß lachen können, und Luitgard verbeugte sich anständig gegen ihn. Aurelchen schielte aus ihrem Winkel hervor, blieb aber sitzen. Mit Theilnahme mischte sich Lindemann, nach dem ersten herzlichen Gruß, in alle ihre kleinen Angelegenheiten, ließ sich ihre Spiele mittheilen und hatte bald ihre Neigungen herausgefunden; der Lehrgegenstände erwähnte er mit keinem Worte, und auf diese Weise waren die Kinder in ein angenehmes Gespräch mit ihm verflochten, ohne daß sie wußten wie es ihnen geschah. Auch Aurelia schlich auf den Zehen näher und immer näher,

und horchte. Lindemann schien sie gar nicht zu bemerken — auf einmal stand sie am Tische und blickte ihn mit einem freundlichen Gesichte an. Er reichte ihr die Hand, sie schlug treuherzig mit der Ihrigen ein und fühlte sich auch recht behaglich in seiner Nähe. So vergieng der Abend pfeilschnell, auch waren sie bei den Spielen, welche Lindemann angab, so eifrig und laut, daß sie die Zurückkunft der Aeltern nicht eher bemerkten, bis beide hinter ihnen standen. Selbst Lindemann, der mit dem Rücken der Thüre zugekehrt saß, wurde die leise Eintrettenden nicht früher gewahr, bis der erstaunte Reinthal ihn sanft auf die Schultern klopfte. Nun sprang Alles auf; aber der Baron schloß den jungen Mann freudig in die Arme und sagte: „Der Segen Gottes ist mit ihnen in mein Haus gekommen! das sehe ich an diesen heitern Gesichtern (er zeigte auf die Kinder). O Dank! Dank, daß Sie meine Bitte erfüllt haben! Gewiß Ihr ganzes Wesen und was ich hier sah und hörte, bestättigt in mir die frohe Hofnung, daß Sie es vermögen, eine große Sorgenlast von meinem und meiner Gattin Herzen wegzunehmen." Gerührt wandte Lindemann dagegen ein, was ihm seine Bescheidenheit eingab und erwiederte ehrerbie-

thig den herzlichen Willkomm der Baronin. Er mußte dann dem Vater in sein Arbeitszimmer folgen, wo ihm dieser die oberflächliche, schriftliche Schilderung seiner Kinder treu und wahr ergänzte und hinzu fügte, daß er und seine Gemahlin nie aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen seyen, wo sie nicht die Kinder in unmuthiger Stimmung, im höchstem Unfrieden, weinend oder schmollend angetroffen hätten, wo nicht die bittersten Klagen von Lehrern oder Dienstbothen eingelaufen wären, und die Aeltern genöthigt hätten, die härtesten Strafen über die Kinder auszusprechen.

„So einen freudigen Anblick wie heute“ schloß er, „kann ich mir nie erinnern. Sie können also denken, welche Hoffnungen mein Vaterherz erfüllen, da Ihre unwiderstehliche Gewalt über Kinder sich schon in wenig Stunden so segensreich bewährte.“

Lindemann hatte die Kinder nicht so erwartet, wie sie der Vater darstellte; er verhehlte ihm auch nicht seine gerechten Besorgnisse, doch vermochte er nicht, des guten Barons Entzücken niederzuschlagen, durch irgend einen Schein von Unbereitwilligkeit, sein schweres Amt zu übernehmen; auch wollte er selbst nicht an der Möglichkeit

ver-

verzweifeln, die Kinder zu bessern, und wirklich gelang dieses seinem zweckmäßigen und liebevollen Benehmen. Er gewann ihre Liebe und so wurde es ihm leicht nach und nach die bei ihnen eingewurzelten Fehler auszurotten. Da er gänzliche Vollmacht über sie hatte, war ihm auch die Eintheilung ihrer Zeit, so wie die Wahl ihrer Gespielen und ihrer Erholungen überlassen, und er konnte also dadurch vielen Untugenden, vielen üblen Gewohnheiten mit Nachdruck begegnen und ihre geistigen Anlagen gehörig bilden; sie erfreuten die Aeltern in kurzer Zeit mit bewunderungswürdigen Fortschritten und einem sittlich gutem Betragen.

Die öffentlichen Vergnügungen — eigentlich nur für Erwachsene bestimmt — durften sie, Lindemanns Grundsätzen nach, nicht genießen und er verstand es, sie gleichgültig dafür zu stimmen: doch auch auf andere Art sie recht köstlich zu belohnen. Ein Spaziergang mit ihm, das Vorrecht, in der Unterrichtsstunde etwas lesen oder erzählen zu dürfen, eine unterhaltende Geschichte, die er ihnen mittheilte, eine Gabe, welche das vorzüglich fleißige oder artige Kind, einem würdigen Armen bringen durfte, eine Arbeit, mit der sie nach seiner Angabe die Aeltern

überraschten, oder ein auserwählter Kreis junger Freunde und Freundinen, die eingeladen wurden, — dieses verursachte ihnen die reinsten und höchsten Freuden. Lindemann war aber, wo möglich, überall dabei, und wenn er sich auf kurze Zeit entfernte, so kamen gleich ein paar Abgesandte und baten dringend und schmeichelnd: daß er ihnen seine Gegenwart nicht entziehen möchte. Auch die fremden Kinder liebten ihn herzlich und jubelten, wenn er in ihre Mitte trat; — aber er wußte auch so viele schöne Spiele anzugeben, so viele herrliche Geschichten zu erzählen, er hatte seine Freude daran, wenn alle recht fröhlich waren, sangen und tanzten, er störte nie, sondern erhöhte ihr Vergnügen. Erschien er also, so drängte sich der ganze Kinderkreis zu ihm, umringte ihn, und man suchte seine Hände, oder doch wenigstens einen Theil seines Rockes zu erhaschen. Er war ihr „goldner, süsser, kostbarer Lindemann," und jedes geizte nach einem freundlichen Worte von ihm. Selbst die ehemals weniger artigen Gespielen seiner Zöglinge, als sie von seiner Art, sich gegen Kinder zu benehmen hörten, sehnten sich nach seiner Nähe, und als dieß erfahren und ihnen gestattet wurde, auch zuweilen in den kleinen Versammlungen zu er-

scheinen, waren selbst diese wie umgewandelt und ihm von ganzem Herzen ergeben, sie bestrebten sich, durch ein untadelhaftes Betragen sich jener Erlaubniß würdig zu machen, und sie dadurch öfter zu erhalten.

Lindemann war aber auch in diesem Wirkungskreis ganz glücklich. Er erhielt mehrmals einen Ruf zu einer vortheilhaften öffentlichen Anstellung; allein er schlug ihn aus Liebe für seinen gegenwärtigen Beruf und für seine Zöglinge aus. Denn diese waren untröstlich, als ihnen zufällig Etwas von einem möglichen Verlust ihres geliebten Lehrers zu Ohren kam, und ihre Dankbarkeit, als sie erfuhren, daß er ihrentwegen jenes Anerbiethen abgelehnt hatte, war ohne Grenzen. Es wurde ein wahres Anliegen für sie, wie sie diese doch recht deutlich an den Tag legen könnten. Der sich nähernde Geburtstag Lindemanns gab ihnen eine erwünschte Veranlassung dazu. Zuerst hielten die drei Geschwister deßwegen einen geheimen Rath, dann nahmen sie die Verständigsten ihrer Gespielen dazu, und endlich mußten auch noch die Aeltern, wenigstens bei Ausführung ihrer Plane Hülfe zusagen, wozu sich diese natürlich mit Freuden verstanden.

Die Kinder hatten schon länger beschlossen, ihn mit eigenen Arbeiten zu beschenken, und diese auch schon angefangen. Luitgard stickte eine Weste und eine Halsbinde für ihn, Aurelia strickte einen Geldbeutel, und Edmund wandte alle ihm mögliche Mühe und Kunst auf eine Zeichnung und auf einen Glückwunsch in lateinischer Sprache. Es wurde aber Alles so geheim betrieben, daß Lindemann nicht die leiseste Ahnung davon erhielt. Zum ersten Male während seines Daseins in ihrem Hause, war es ihnen lieb, wenn ihn ein Geschäft oder Freundespflicht ein paar Stunden entfernte, welcher Umstand sogleich freudig für das Vorwärtsschreiten ihrer Arbeiten benützt wurde. Endlich kam der festliche Tag.

Am Morgen erhielt er von den dankbaren Aeltern ein reiches Geschenk in Geld, dem aber die innigen und herzlichen Aeußerungen, die es begleiteten, erst den wahren Werth verliehen. Die Kinder flogen mit nassen Augen in seine Arme, und konnten nicht Worte finden, ihre Liebe, ihre Wünsche auszudrücken. Aber eben dieses Uebermaß des Gefühls war Lindemann theurer, als die zierlichste Rede. Man betrachtete in der Familie diesen Tag

als ein grosses Fest. Es durfte kein Unterricht gegeben werden, Reinthal machte sich sowohl von Geschäften, als auch er und seine Gattin von störenden Einladungen frei, und beide widmeten ihre Zeit der Unterhaltung mit dem lieben Geburtstäger; dadurch bezweckten sie auch, daß er die nöthige Abwesenheit der Kinder und ihre heimliche Geschäftigkeit nicht bemerkte. Nachmittags wurde aber ein gemeinschaftlicher Spaziergang unternommen, der durch das köstlichste Wetter begünstigt, vielen Genuß gewährte. Bei ihrer Zurückkunft führten sie Lindemann ins Besuchzimmer, wo sich nach und nach die auserwähltesten Freunde des Barons versammelten. Am Theetische verstrich die Zeit in gehaltreichen Gesprächen, äusserst angenehm. Endlich wurde durch einen Bedienten die Gesellschaft gebeten, in den geräumigen Saal des Hauses zu kommen. Er war mit Laubgehängen festlich geschmückt, und im Hintergrund ein kleines Theater errichtet, vor dem viele Sitze angebracht waren. Lindemanns Platz war durch einen vorzüglich schönen und mit Blumen umhängten Sessel bezeichnet. Nachdem Jedermann sich niedergelassen hatte, wurde der Vorhang aufgerollt. Es zeigte sich eine Gruppe und eine Darstellung, welche alle Anwesende zu

Thränen rührte, Lindemann aber im Innersten ergriff und bewegte.

Auf einem Altar loderte eine Flamme, und an ihm war die transparente Inschrift zu lesen: „Das heilige Feuer unauslöschlicher Dankbarkeit.“ Lindemanns wohlgetroffenes Bild hieng an der Wand, über dem Altar. Es war mit Blumen bekränzt, und im Brillantfeuer schimmerten dir Worte: „Segen dem Jugendfreund!“ An beiden Seiten des Altars knieten die Kinder und ihre Gespielen, rechts die Mädchen, links die Knaben, und Aurelia, als Genius gekleidet in der Mitte, hob die Händchen und das Auge andächtig gen Himmel, und sagte mit bewegter Stimme: „Wir beten für sein Leben, und weihen ihm mit diesen kleinen Gaben aufs Neue unsere Herzen!“ Rasch erhob sie sich dann, nahm von einem Seitentisch, die für Lindemann bestimmten Geschenke, legte sie auf den Altar, hüpfte nun von der Bühne die Stufen herab, zu dem Gefeierten hin, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn in der Kinder Mitte, welche alle aufsprangen und sich um seine Umarmung drängten, „Kinder, geliebte Kinder, es ist zu viel!“ Mehr konnte er nicht sagen, noch weniger die herabströmenden Thränen zurück-

Wunder inv: del et fe.

halten. Immer von Neuem drückte er bald dieses, bald jenes an sein Herz, betrachtete dann mit Dank und Freude sowohl die Arbeiten, als auch die ganze Veranstaltung, und konnte nicht aufhören, zu bewundern, und die Aeußerungen inniger Liebe zu erwiedern. Endlich gesellten sich auch die andern Anwesenden hinzu, und laut rühmten Reinthal und seine Gattin die Verdienste Lindemanns um ihre Familie. Bescheiden wollte dieser Nichts davon wissen, aber der Baron versetzte: „Mein Freund! Einmal mußte ich meinem Herzen Luft machen, und der Wahrheit und Ihrer Trefflichkeit huldigen, ich habe ohnehin bisher zu viel Ihre Bescheidenheit berücksichtigt, heute muß sie zurückstehen." Mit einem fröhlichen Mahle, an dem Groß und Klein Antheil nahm, schloß sich endlich der genußreiche Festtag.

Lindemann blieb in diesem schönen Verhältnisse, bis Edmund zur hohen Schule reif war. Die Mädchen, schon früher seiner Leitung entwachsen, erhielten in einer würdigen Freundin der Mutter eine treffliche Gesellschafterin.

Das Schicksal wollte, daß in der Universitätsstadt, in welche sich Edmund begab, gerade eine Predigersstelle

offen war, und der Jüngling lag seinem geliebten Lehrer dringend an, sich um dieselbe zu melden. Es geschah, und er erhielt sie, durch Empfehlung seines Gönners Reinthal. Die Aeltern sowohl als der Sohn beglückte dieses Ereigniß ungemein. Edmund zog in Lindemanns Haus und lebte, wie sonst, unter der Aufsicht und Leitung des milden und freundlichen Mannes, der ihm keine schuldlose Freude misgönnte, sondern nur durch treue Warnung vor jeder Verführung seine Ruhe und sein Glück sicherte, auch seine Studien regelte, und sie ihm dadurch erleichterte. Lindemann verband sich mit einem achtungswürdigen Mädchen und lebte sehr glücklich mit ihr. Aber dem Jugendfreund blieben eigene Vaterfreuden versagt. Er trauerte wohl anfangs darüber, dann aber suchte er einen wohlthätigen Ersatz. Er versammelte bald wieder einen großen Kreis fremder Kinder um sich. Einige von ihnen, vorzüglich die Aermern hatten einen bestimmten Tag, an welchem sie sich vom frühen Morgen bis am Abend bei ihm aufhalten durften. Sie wurden von ihm in allen zweckmäßigen Gegenständen unterrichtet, und durften die müssigen Stunden mit kindlichen Spielen, die er selbst leitete, ausfüllen. Zur Weihnachtszeit gab es im-

mer bei Lindemanns einen großen Jubel. Seine lieben Kinderchen wurden alle beschenkt, und die Bescheerung höchst festlich gemacht. Die Söhne und Töchter bemittelter Aeltern erhielten alle ein hübsches Andenken und die gewöhnlichen Weinachtsspenden an Obst, Zuckerwerk und Kuchen. Die Armen wurden mit Kleidungsstücken, Büchern und Arbeitsstoffen versorgt, und jedes Kind fand bei seiner Gabe einen sinnreichen Denkspruch.

Auf solche und ähnliche Weise widmete Lindemann sein ganzes Leben der Kinderwelt, und als er zum bessern Leben sanft entschlief, folgten seiner Leiche viele weinende Knaben und Mädchen, welche auf dem Gottesacker seinen Sarg mit Blumen bedeckten.

Seine Gruft schmückte eine Urne, um welche die dankbare Jugend in jeder Jahreszeit Kränze wand. Die welken wurden immer mit frischen vertauscht, und selbst im Winter sah man mit Epheu die Urne umhangen, in welche die Worte eingegraben waren:

„Hier ruht ein seltner Jugendfreund.
Segen seiner Asche! —“

Das Weidenkörbchen.

Frieda gieng an einem schönen Sommerabend durch das Dörfchen, in welchem ihr Vater Geistlicher war. Gertrud, das Töchterchen des armen Invaliden Thoma, der noch nicht lange in Wiesenau wohnte, begegnete ihr. Sie trug ein niedlich geflochtenes Weidenkörbchen am Arm und gieng eilig, doch trübe, mit gesenktem Blick daher, daß sie Frieda nicht eher bemerkte, bis diese an ihr stand, und sie also anredete: „Wo willst du hin mit deinem netten Körbchen?" Gertrud sah erschrocken auf, doch als sie die freundliche Frieda erblickte, erwiederte sie zutraulich: „Ach das will ich Ihnen gleich sagen, ich soll der Mutter auf der Wiese Kräuter suchen, zu einem heilsamen Thee für mein krankes Brüderlein." Bei diesen Worten traten ihr Thränen in die dunkeln Augen. Frieda's mitleidiges Herz wurde bewegt, sie streichelte Gertrud die Wangen und sagte: „Weiß denn die Mutter gewiß, daß jene Kräuter ihm helfen können?" „Sie hofft es," versetzte Gertrud, „aber ach, Anton ist sehr krank, ich fürchte, er stirbt, dann gräme ich mich zu todt." Und nun brach das Mädchen in lautes Weinen aus. Frieda ver-

setzte tiefgerührt: „Komm' mit mir, statt auf die Wiese zu gehen. Mein Vater besitzt manche Kenntnisse in der Heilkunde, und die Mutter bereitet wirksame Arzeneien. Schon vielen Dorfbewohnern ist durch meine guten Aeltern geholfen worden. Erzähle dem Vater genau, wie es mit Anton steht, gewiß erhälst du Rath und Hülfe." Die Hoffnung und die Freude goß eine Rosenglut über Gertruds vorher blasses Gesicht. „O, wenn dieses wäre!" rief sie, „sehen Sie, dieses Körbchen hier ist mir lieb und theuer, aber mit Freuden wollte ich es Ihnen geben, wenn Anton gerettet würde." „Kind," erwiederte des wackern Pfarrers würdige Tochter, „Kind, ich verlange keinen Lohn, laß' uns nur jetzt eilen, die Zeit ist kostbar." Mit schnellen Schritten erreichten sie in wenig Minuten die Pfarrerswohnung.

Gertrud erzählte so gut, als es sich von einem eilfjährigen Mädchen ihres Standes erwarten ließ, was ihrem Bruder fehle, der zwei Jahre jünger als sie war. Indessen schien es dem menschenfreundlichen Prediger doch zu gewagt, auf diese Schilderung Arznei herzugeben. Er beschloß selbst in die Hütte der Armuth zu gehen, und

seine freundliche Gattin begleitete ihn. Die beiden Mädchen wandelten langsam nach, und Gertrud erzählte Frieda, wie lieb sie und Anton sich hätten, wie gut er sey, und wie die ganze Familie zwar arm, aber unter sich recht einig und zufrieden lebe. „O nun sollen Sie auch meinen lieben Großvater kennen lernen," rief sie zuletzt aus, und setzte zuversichtlich hinzu: „dem müssen Sie gut sein! Seine weissen Locken sind weich wie Seide und glänzend wie Silber; wenn er einen so freundlich ansieht, thuts im Herzen wohl. Ich meine oft, er sei einer von den alten frommen Männern, von denen er uns in den Winterabenden aus der Bibel vorerzählt, die nämlich vor vielen hundert Jahren gelebt haben, und Abraham, Isaak u.s.w. heißen." Als sie an die kleine Wohnung kamen, sagte Gertrud: „Ich will vorausgehen und sehen, was Anton macht." Sie schlich auf den Zehen ins Stübchen, und Frieda hörte ein leises Geflüster, dann ein stilles Weinen. Endlich öffnete Gertrud die Thüre, winkte Frieda mit der einen Hand, und hielt mit der andern die Schürze vor das Gesicht.

Im reinlichen Gemache, wo durch das geöffnete Fenster die frische gesunde Luft milde einzog, wo alles

Geräthe wohl ärmlich, aber nett und sauber war, lag auf einem Polster von Stroh, mit einem alten Soldatenmantel des Vaters zugedeckt, der arme Kranke mit geschlossenen Augen matt und bleich. Die Mutter saß in einem Winkel und weinte trostlos. Der Vater stand mit gefalteten Händen vor dem Bett des Kranken. Die Pastorin suchte beide zu trösten, und der Geistliche beobachtete genau des Knaben Zustand, fühlte den Puls, und betrachtete ihn mit aufmerksamen Blicken. Als Frieda eintrat, nahm er seinen Hut, flüsterte der Gattin einige Worte ins Ohr, und sagte dann laut: „Bald schicke ich euch Frieda wieder mit etwas Labung, und die Hülfe wird auch kommen, wenn Gott dazu seinen Segen geben will.“ Darauf verließ er mit Mutter und Tochter die Hütte. „Väterchen kannst du wirklich helfen?“ fragte Frieda theilnehmend.“ „Ich nicht,“ antwortete der Geistliche, „das Kind ist zu krank, aber ich will an den Leibarzt unsers menschenfreundlichen Fürsten schreiben. Er ist mein Freund und ein Biedermann, und unser Schnellfüßler, der rüstige Paul, wird den Weg nach der Residenz gewiß in sechs Stunden hin und wieder machen. Unterdessen giebt die Mutter einen unschädlichen Thee und etwas zur

Erquickung des Kranken aus ihrer Hausapotheke, nicht wahr?" „Gerne, gerne," antwortete die Freundliche. „Ach könnten wir das Kind retten! Ich habe nicht leicht so viele Liebe und tiefes Gefühl bei solchen Leuten getroffen, als bei diesen; „und der ehrwürdige Alte," fiel der Pastor ein, „macht fast meinen Zuspruch entbehrlich. Der Mann hat viel Weisheit in seinem Leben gesammelt und trägt einen Schatz christlicher Frömmigkeit im Herzen." „Wo war er denn," sagte Frieda, „daß ich ihn nicht gesehen habe? Gertrud hat mir so viel von ihm erzählt, und ich war recht begierig, ihn kennen zu lernen." Der Vater versetzte: „Er gieng in seine Kammer, ein altes Erbstück seiner Aeltern eine Bibel zu holen, um den Seinigen Trostsprüche daraus vorzulesen. Wirklich unser Dörfchen hat durch diese wackere Familie gewonnen; denn ob sie gleich arm ist, so besitzt sie doch wahren Werth an Tugend und Frömmigkeit; nur traurig, daß sie gleich im Anfange ihres Aufenthalts eine so harte Erfahrung machen mußten." Als sie unter solchen Gesprächen nach Hause gekommen waren, wurde Frieda eiligst reichbeladen wieder abgefertigt. Ihr Blick suchte bei ihrem Eintritt in die Stube den alten Großvater. Die hohe nur durchs

Alter etwas gekrümmte Gestalt flößte Ehrfurcht, das weiße Silberhaar, die breite offene Stirne, der freundliche Blick, Zutrauen ein. Wie zu einem längst bekannten Freund eilte Frieda auf ihn zu, und bot ihm die Hand; ihre reine Seele fühlte sich zu dem frommen Alten hingezogen. Auch er blickte durch das Auge in das Herz des Mädchens, und im ersten Augenblick hatten beide sich verstanden.

Frieda kramte dann ihr Körbchen aus und hatte die Freude, daß der Kranke sogleich mit sichtbarem Behagen von dem erfrischenden Himbeermuß etwas genoß. Auch Thee, Zucker und ein Töpfchen übriggebliebene Suppe und Fleisch für die Gesunden hatte sie mitgebracht. „O ihr Engel des Himmels," rief die Frau, als Anton mit matter Stimme noch Etwas verlangte, „wie erquickt ihr uns mit Rath und That! Gott gebe Euch den Lohn dafür!" Gertrud war jetzt auch dazu gekommen, und theilte die Freude der Aeltern. „Aber wo ist die versprochene Arzenei?" fragte sie Frieda. „Still doch Unbescheidene," tadelte sie der Vater, „ists nicht genug, was die Jungfer hier mitgebracht hat?" Beschämt erröthete das Mädchen, und bat Frieda um Ver-

zeihung. „Sei ruhig Trudchen!" erwiederte diese, „der Mutter Apotheke reicht nicht hin, aber der Vater hat deßwegen in die Residenz geschrieben und wir hoffen bald Antwort zu erhalten." "Nun, das nenn' ich einen rechten Seelsorger!" rief der Greis. „Bei diesem ist Seel' und Leib geborgen. Wir wollen aber auch fleißig für ihn beten." Bei diesen Worten zog der Alte andächtig sein Käppchen ab, und schaute gen Himmel. Die Mutter gieng indeß in die Küche den Thee zu bereiten, und den Vater rief die Nothwendigkeit Etwas verdienen zu müssen, zu einem benachbarten Bauer, der ihm Arbeit versprochen hatte. Mit einem tiefen Seufzer trennte er sich von dem Kranken, und hinkte auf seinem hölzernen Bein fort. Frieda hatte sich an Antons Lager gesetzt, und Gertrud mit freundlichen Worten Trost zugesprochen. Diese flüsterte ihr zu: „Wenn mein Bruder durch Eure Hülfe, Ihr guten Menschen, am Leben bleibt, so schenke ich Frieda mein nettes Weidenkörbchen. Es ist das Liebste, was ich habe. Mein Großvater dort hat es selbst verfertigt, als er einmal recht zufrieden war." Eine hohe Röthe übergoß bei diesen Worten des Mädchens Gesicht. „Gutes Kind," erwiederte Frieda, „ich würde dich nie eines so

lieben Eigenthums berauben. Aber du mußt mir einmal erzählen, bei welcher Gelegenheit du es erhalten hast. „Das werde ich wohl nicht können," antwortete Gertrud, und schüttelte verschämt das Köpfchen. „Gut, wie du willst," entgegnete Frieda. „Jetzt ist ohnehin nicht die Zeit zum Plaudern, ich gehe nun nach Hause; denn der Bote aus der Stadt kann nicht mehr lange ausbleiben. Gieb aber während der Zeit nicht dem Kummer zu viel Raum, sondern hoffe auf Gott, der, wie mein Vater sagt, große Dinge an den schwachen Sterblichen thun kann." Das Mädchen ergriff ihre Hand, und küßte sie dankbar. Der Alte trat hinzu, legte seine Rechte auf Frieda's Haupt und sprach: „Segne dich Gott, du treffliches Kind!"

Nach einiger Zeit kam sie mit der Arzenei zurück. Sie war dem Vater vorausgeeilt, um recht bald Trost zu bringen. Der Geistliche aber folgte ihr; er mußte den Gebrauch der Medizin genau bestimmen, und selbst Hülfe leisten. Es war theils große Vorsicht nöthig; denn Anton war tödtlich krank, theils sollten allerlei äusserliche Mittel angewendet werden, und im Dorf war Niemand, der damit umzugehen verstand. Oft war Pastor Fröhlich, Geistlicher, Arzt und Wundarzt in einer Person. Auch

hier übernahm der Prediger die ganze Kur, und die vierzehnjährige Frieda leistete ihm dabei geschäftig und geschickt hülfreiche Hand. Der alte Großvater, die Mutter und Gertrud sahen erstaunt zu, und äusserten ihre Bewunderung besonders über Friedas Benehmen. „Das ist sehr natürlich," sagte der Geistliche, „mein Töchterchen ist gar oft in solchen Fällen meine Gehülfin, dadurch bekommt sie immer mehr Geschick, und es ist ihr Schade nicht. Niemand weiß, zu was ihn Gott auf der Welt noch bestimmt. Vielleicht kommen ihr einst diese Fertigkeiten gut zu Statten. Man sollte die jungen Leute an Alles gewöhnen, und sie in allen gemeinnützigen Dingen wohl unterrichten." „Ihr habt recht, ehrwürdiger Herr," erwiederte der Alte, „hätte ich Etwas von Eurer Geschicklichkeit, könnt ich Euch der Mühe jetzt überheben, allein dieses ist mir Alles fremd, auch kann ich mich keiner Gelegenheit erinnern, wo ich oder die Meinigen ähnlicher Hülfsmittel nöthig hatten. Ich stehe im achtzigsten Jahre, und es bedünkt mich oft, mehr Kräfte zu besitzen, als mancher Jüngling; aber meine einfachen Nahrungsmittel, ununterbrochene Thätigkeit und Gewöhnung an Strappazen stärkte meine Natur so, daß noch jetzt meine

alten Knochen mir willig dienen.“ „Wohl Euch,“ versetzte der Geistliche, „o möchten die Menschen alle zu einer regelmäßigen Lebensweise zurückkehren! Welche wohlthätige Folgen würde dieß für sie haben. —“

Der Pastor genoß die Freude, bald nachdem er die Kur bei seinem Kranken begonnen hatte, den günstigsten Erfolg davon gewahr zu werden. Anton fiel aus seiner Betäubung in einen wohlthätigen und erquickenden Schlaf, und der Prediger konnte die Familie mit dem Troste verlassen, daß die Gefahr gehoben sei; sie segnete ihn laut und innig dafür, und Gertrud ließ Frieda's Hand gar nicht los, sondern küßte und drückte sie immer von Neuem. Als sich Beide wieder auf dem Nachhauseweg befanden, sagte Frieda, indem sie sich zärtlich an den Pastor schmiegte: „Guter Vater, welche große Verdienste hast du dir schon um die Menschen erworben!“

„Wie milde, wie menschenfreundlich bist du mein Kind,“ erwiederte dieser, „es ist ein großes Glück von Gott gewürdiget zu werden, auf Erden Segen verbreiten zu können. Was geht über das Bewußtsein, hie und da Kummerzähren in Freudenthränen verwandelt zu haben. Es sind die köstlichsten Genüsse, die einem Sterblichen zu

Theil werden können. Aber Frieda, wir wollen unser Werk, das wir in jener Hütte begonnen haben, nicht unvollendet lassen. Auch die Armuth, welche die wackern Leute so gedultig ertragen, die aber überall sichtbar ist, wollen wir zu mindern oder ganz zu heben suchen. „O ja, lieber Vater, das wollen wir," entgegnete das Mädchen, mit vor Freuden glänzenden Augen, „aber wie kann ihnen geholfen werden?" „Ich habe einen Plan entworfen," antwortete der Geistliche, „und wenn mir dieser gelingt, dann ist die Familie geborgen. Du sollst ihn erfahren, doch der Mutter gebührt das Vorrecht," antwortete Pastor Fröhlich.

Auch dem Erzähler geziemt es nicht, der Geschichte voraus zu eilen, die Zeit mag also jenen Plan enthüllen. Bis dahin wurde immerwährend von dem wohlthätigen Prediger und dessen freundlichen Weibe, dem drückendsten Mangel jener Armen abzuhelfen und auch der Kranke zu verpflegen gesucht. Dieser erholte sich immer mehr. Nach einigen Tagen kam Gertrud, das zierliche Körbchen am Arm. Es war mit Weinlaub ausgelegt und voll der herrlichsten Walderdbeeren. Treuherzig nahte sie sich damit Frieda, und bat sie, die kleine Gabe heißer Dankbar-

keit nicht zu verschmähen. Anton sei durch ihre und der Aeltern menschenfreundliche Fürsorge, ihr wiedergeschenkt, und da müsse sie das, sich selbst gemachte Gelübde erfüllen. Frieda nehm gerührt der kunstlosen doch herzlichen Sprecherin das Körbchen ab, küßte das braune, aber seelenvolle Gesicht des Mädchens, und versicherte ihr, daß sie, von dem Augenblick an, wo sie ihr begegnet sei, Kräuter für den kranken Bruder zu suchen, ihre Liebe gewonnen habe, und von derselben immer aufs Neue überzeugt werden solle. Frieda konnte nicht aufhören, das künstlich geflochtene Körbchen zu bewundern. „Dein Großvater ist ein geschickter Mann.“ sagte sie. „Ja wohl,“ erwiederte das Mädchen, „nur Schade, daß unsere Armuth ihn hindert, fort zu arbeiten. Ja, kurz ehe wir hieherzogen, waren wir genöthiget, Alles, was wir besaßen, zu verkaufen, um die schuldige Miethe zu bezahlen, da die Theuerung unsere ganze kleine Einnahme verzehrte, und wir dadurch in Unordnung geriethen. Auch der Großvater verkaufte sein Handwerkszeug, und weil ich freiwillig einen schönen Thaler, den ich von meiner Pathin erhalten hatte, hergab, (setzte sie halb leise hinzu) schenkte mir der Großvater hier das letzte von ihm verfertigte Körb-

chen. Ach Ihnen darf ich es wohl gestehen, daß es mich schmerzte jenes einzige Andenken von einer Pathin, die ich sehr liebte, und welche mir der Tod entriß, herzugeben, aber der Jammer meiner Aeltern gieng mir gar zu sehr zu Herzen. Ich vertraute dem guten Großvater Alles, und er belohnte mich für mein kleines Opfer reichlich, mit diesem schönen Körbchen, und mit seinem Wohlgefallen. Dieses Alles sage ich gewiß Niemand, aber weil Sie es neulich wissen wollten, und weil ich ein herzliches Vertrauen zu Ihnen habe, so nahm ich mir vor, es Ihnen zu erzählen. Ach ich habe Sie so lieb! Ich mögte immer um und bei Ihnen sein!" „Du sollst dich nicht in mir irren Trudchen, ich will dir gewiß Gutes erzeigen, so viel ich kann," erwiederte Frieda. Nun kamen ihre Aeltern dazu und freuten sich mit der Tochter des niedlichen Geschenks, und der dankbaren Gesinnung der Geberin. Der Pastor wollte durch keine Art der Bezahlung die reinen Gefühle des Mädchens trüben, sondern sagte nur: „Vertraue auf Gott, er wird dir und den Deinigen gewiß helfen, da ihr so fromm, so genügsam und so dankbar seid."

Bald darauf bestättigte sich das schon länger in Umlauf gekommene Gerücht, daß der Fürst, seine edle Ge-

mahlin und zwei Prinzessinnen eine Reise machen, und Wiesenau passiren würden, und auf dieses Ereigniß hatte der wackere Prediger seinen schon erwähnten Plan gegründet.

Der Tag erschien, an dem die geliebte Regenten-Familie eintreffen sollte. Pastor Fröhlich hatte Alles zu einem feierlichen und rührenden Empfang vorbereitet. Die Schulkinder hatten ein einfaches aber erhebendes Lied gelernt, und mit Feld- und Wiesenblumen die Eichenlaubgehänge umwunden, welche den errichteten Triumphbogen zierten. Sie wurden von Frieda angeführt. Diese im weißen Gewand, das ein blauer Gürtel faßte, die dunklen Locken auch mit blauen Bändern durchflochten, hielt das bekannte Weidenkörbchen mit den besten Früchten aus des Pfarrers wohlunterhaltenem Gärtchen in der Hand. Der alte Burkhard stand ihr zur Seite, und trug einen gläsernen Pokal, der mit in der Gegend gebautem Wein gefüllt war. Die blühende Jugend, in ihrer bescheidenen Anmuth, neben dem Ehrfurcht erweckenden Alter, gab einen gar schönen Anblick.

Als man die herrschaftlichen Wägen in einiger Entfernung erblickte, wurde das Dorfglöcklein geläutet, der

Gesang der Kinder ertönte, und als Jene den Triumphbogen erreicht hatten, erscholl ein lautes „Vivat" von der versammelten Menge. Die menschenfreundliche Familie stieg aus, und begrüßte mit leutseligen Gebehrden das Volk. Frieda trat hervor und überreichte der Fürstin das Körbchen mit folgenden Strophen:

„Liebe, die geistige Frucht hoher Regententugend,
Welche die Völker beglückt,
Weihet Dir Früchte des Landes,
Die für Dich hier gereift.
Nimm sie, o Fürstin! mit Huld,
Und sey auch in Zukunft uns Mutter!"

Freundlich nahm diese aus Frieda's Hand das Körbchen, dankte liebreich dem holden Mädchen und streichelte ihr die hochgeröthete Wange, die beiden Prinzessinnen, fast in Frieda's Alter, hatten mit gespannter Aufmerksamkeit ihr zugehört, und bewunderten mit der fürstlichen Mutter um die Wette die herrlichen Früchte im zierlichen Körbchen. „Wachsen denn diese köstlichen Birnen und diese großen Pflaumen hier im Dorf?" fragte eine der Prinzessinnen. „Ja Ihre Durchlaucht," in dem Gärt-

Wunder inv. del. et fs.

chen meines Vaters," antwortete Frieda. „Und dieses Körbchen, welche künstliche Hand hat dieses geflochten?" fiel die zweite ein, „in der ganzen Residenz würden wir kein Aehnliches finden." Frieda's richtiger Verstand wußte die obwaltende Umständen sogleich zum Besten des armen Burkhards und seiner Familie zu benützen. Sie ergriff die Hand der beiden Prinzessinnen, küßte sie mit bescheidenem Anstand und sagte mit rührender Stimme: „O vermöchte ich durch eine schmucklose Erzählung von dem Schicksal des Verfertigers dieses Körbchens und von den armen Seinigen, in diesen edlen weichen Herzen thätiges Mitleid zu erregen!" „Sprich, liebes Mädchen, sprich!" riefen Jene und auch der Fürst, der indessen ausgestiegen war, trat näher und ermunterte Frieda, ihr Anliegen mitzutheilen. Mit edlem Feuer fuhr diese fort: „Der Vater eines, im Dienste des Vaterlandes zum Krüppel geschossenen Mannes, war geschickt in dieser Art Arbeit, aber ach, die im vorigen Jahre herrschende Theurung nöthigte die Leute Alles zu verkaufen, selbst die Werkzeuge, mit welchen der Greis die Familie ernährte und sie zogen vor einigen Wochen ganz arm hier im Dorf ein. Ihre Frömmigkeit und Tugend, ihre Genug-

samkeit und Einigkeit macht sie allen Bewohnern achtungswerth, und alle theilen mit mir den Wunsch: daß ihnen geholfen werden möge. Manche Erleichterungen konnten wir ihnen verschaffen — aber die eigentliche Hülfe und Rettung muß aus dieser milden Hand kommen.“ Frieda ließ sich vor dem Fürsten auf ein Knie nieder, wollte seine Hand ergreifen, und an ihre Lippen führen: doch dieser hob sie freundlich auf, küßte ihr die Stirne und sagte: „Holde Fürsprecherin! rufe deine Schützlinge damit ich ihnen meinen Willen kund mache.“ „Komm', lieber Alter, komm'!“ rief Frieda fröhlich dem im Hintergrund harrenden Greise zu. „Komm' und leere auf deines fürstlichen Wohlthäters längste Lebensdauer deinen Pokal!“

Der Anblick des ehrwürdigen, wirklich schönen alten Mannes, überraschte den Fürsten; und als Jener mit lauter Stimme, feurig wie ein Jüngling, dem Saft des vaterländischen Weinstocks eine Lobrede hielt und dem Landesvater ein „Lebehoch!“ ausbrachte: lächelte der Fürst ihm huldreich zu und sagte: „Alter! deine wunderbare, von Gott dir geschenkte Kraft darf der Kummer nicht verzehren. Dein Sohn bezieht künftig einen jährlichen Gnadengehalt von hundert Thalern, und hier hast du Etwas zur Wie-

deranschaffung des nöthigen Werkzeugs und Stoffs, deine künstlichen Arbeiten forsetzen zu können." Mit diesen Worten drückte er ihm sechs Goldstücke in die Hand. Der erstaunte Greis wollte danken, doch schnell nahm der Fürst seine Gemahlin am Arm und führte sie durch die Reihen der Schulkinder, auf dem mit weißen feinen Kies fest und rein gebahnten Weg weiter ins Dorf hinein.

Die Prinzessinnen nahmen Frieda in die Mitte und besprachen sich über ihre Lage und Verhältnisse freundlich mit ihr.

In ihrer Wohnung hatten indessen der Pfarrer und seine freundliche Gattin zur Aufnahme der hohen Gäste die zweckmäßigsten Anstalten getroffen. Ehe sie noch jene erreicht hatten, gieng ihnen der Pastor in seiner ehrwürdigen Amtstracht entgegen und bat mit feinem Anstand, daß sie sichs gefallen lassen möchten, sein Haus mit ihrer Gegenwart zu beglücken und in demselben eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Seine Bitte wurde freundlich gewährt; die fürstlichen Gäste und ihre nachfolgende Hofbedienung fanden Alles geschmackvoll, anständig und trefflich eingerichtet und bereitet. Die geschäftige Hausmutter nahm die kleinsten Umstände, die zu ihrer Bewir-

thung nothwendig schienen, gewahr, und beantwortete anspruchslos und verständig jede von der Fürstin an sie gerichtete Frage. Der milde Landesvater unterhielt sich auf das huldreichste mit dem Prediger, und dieser hatte Gelegenheit recht viel zum Besten der Gemeinde zu bewirken, z. B. was die Herstellung der ziemlich veralteten Kirche, die bessere Besoldung des Schullehrers, den Weg- und Strassenbau und noch andere öffentliche Angelegenheiten betraf. Als der Fürst fragte: ob er denn für sich keine Bitte vorzutragen habe, versetzte der bescheidene Mann: „die Huld meines Fürsten, die Liebe meiner Gemeinde und mein häusliches Glück begreifen alle meine Wünsche in sich, ich habe sonst Keinen!" „Glücklicher, glücklicher Mann!" sagte die Fürstin, „o könnte ich Ihnen meine Kinder überlassen, daß sie in ländlicher Ruhe und Stille von Ihnen wahre Lebensklugheit lernten!"

Diese hatten sich unterdessen ins blumenreiche Gärtchen verloren, wo Frieda einer Jeden einen herrlichen Strauß gepflückt und gebunden, und sie damit hocherfreut hatte, da sie die Blumen unbeschreiblich liebten. Dabei unterhielten sie sich recht traulich mit einander. „Komm' doch in die Residenz!" äusserten die Prinzessinnen unter

andern gegen Frieda, „komm' an unsern Hof, du wirst uns dort eben so finden, wie hier auf dem Lande," und — flüsterte Mathilde, die sanfteste und tieffühlendste von beiden — „wenn du für einen Armen in deinem Dorf Etwas zu erlangen wünschtest: so wende dich an mich, du sollst keine Fehlbitte thun. Hier hast du auch eine Kleinigkeit für dein Trudchen, von dem du uns erzähltest." Mit diesen Worten nahm sie aus ihrem Geldbeutelchen ein großes Silberstück und fuhr fort, „sie soll mich für ihre Pathin halten, und dies als Ersatz für ihren, der Noth der Ihrigen geopferten Taufpfenning annehmen." „Milde, milde Seele!" sagte Frieda und führte gerührt Mathildens Hand an ihre Lippen. „Gott lohne dich!"

Endlich erinnerte der Fürst, daß es Zeit zum Aufbrechen sey, da sie heute noch eine Station erreichen wollten.

Herzlich drückte er dem wackern Prediger und seinem freundlichen Weibe, beim Einsteigen in Wagen die Hand, und schloß Frieda in seine Arme, auch die Fürstin küßte Mutter und Tochter, und die Prinzessinnen trennten sich mit sichtbarer Wehmuth von Letzterer. Den Wagen des Fürsten umringte das durch sein huldreiches Beneh-

men begeisterte Landvolk, und der alte Burkhard schwang hoch sein Käppchen empor, und rief ein schallendes „Vivat,“ in das alle Anwesende einstimmten. Nach des Fürsten Abreise kam der nun in seinem Sinne reiche Invalid mit Vater, Weib und Kindern in die Predigers Wohnung, segnete unter heißen Dankesthränen die Urheber seines und der Seinigen Glücks, und konnte nicht aufhören, ihre Verdienste zu rühmen. „Ruhig, lieben Leute,“ erwiederte der Pastor: „Ich habe mir wenig davon zuzuschreiben. Meine Frieda hat das Meiste gethan, doch auch sie war nur ein Werkzeug in Gottes Hand. Ihm, ihm müßt Ihr euer Dankopfer bringen, und nun wollen wir gemeinschaftlich überlegen, wie eure Lage recht gründlich zu verbessern sei.“ „Ja, ja,“ antwortete der Alte, „vor Allem muß Stoff und Werkzeug zu meinem Handwerk angeschafft werden, ich bin rüstig, und kann noch arbeiten. Mein erstes Körbchen erhält da unser Schutzengel.“ Er zeigte auf Frieda. „Bist du mir denn nicht böse, daß ich dein liebes Andenken weggegeben habe?“ fragte diese Gertrud, „allein es sollte mir zum Mittel dienen, die Aufmerksamkeit des Fürsten auf Euer Schicksal zu lenken, und es dadurch zu verbessern, und siehe —

es ist uns wirklich gelungen. Mein Vater glaubte, erst in unserer Wohnung für Euch sprechen zu können; doch Gott lenkte die Herzen der Prinzessinnen, daß sie gleich im ersten Augenblick ihres Empfangs mir Gelegenheit gaben, Euer Bestes zu befördern, also wie mein guter Vater sagt," — setzte die Bescheidene hinzu, „dem lieben Gott müßt Ihr danken, der Alles so weise herbeiführte, und lenkte. Du aber mein Trudchen, nimm hier dein verlornes Pathengeschenk aus meiner Hand. Prinzessinn Mathilde will dir deine Verstorbene ersetzen und auch in Zukunft für dich sorgen, wenn du brav bleibst, wie bisher." Mit freudevollem Erstaunen betrachtete Gertrud den blanken Thaler, reichte mit treuherziger Miene Frieda die Hand und sagte: „Mein Weidenkörbchen will ich gerne verschmerzen, da durch dasselbe die Meinigen glücklich wurden, und mein Streben, immer besser zu werden, soll Ihnen noch mehr Freude machen, als vielleicht mein Körbchen Ihnen gewährt hätte.

Das Denkmal.

In B.* lebten Aeltern, welche zwei Kinder besaßen, Thekla und Otmar, diese waren sich aber, sowohl an Charakter und Neigungen, als auch an Gestalt sehr unähnlich. Das Mädchen, welches 12 Jahre alt war, entwickelte täglich neue Tugenden. Sanft, gehorsam, gefällig, bescheiden, und dabei voll äusserer Anmuth, war sie der Liebling Aller, die sie kannten.

Ottmar hatte finstere Züge, eine gelbe Gesichtsfarbe, ein rauhes, struppiges Haar. Er fühlte den äussern Unterschied zwischen ihm und seiner Schwester, und dieß gab seinem ohnehin unfreundlichen Charakter noch mehr Hartes und Leidenschaftliches. Widerspenstig den Aeltern und Lehrern, heftig und ungefällig gegen Thekla, war immer unzufrieden und mürrisch sein ganzes Benehmen. Er war zwei Jahre älter, als seine Schwester, demungeachtet übertraf diese ihn weit an Lerneifer und Kenntnissen. Ottmars Fehler verursachten den Aeltern vielen Kummer. Thekla aber, ob sie gleich viel von seinem Ungestüm und üblen Launen zu leiden hatte, liebte ihn doch recht herzlich, und betrübte sich ungemein über seine schlimmen Eigenschaften,

die ihn überall verhaßt machten. Sie bot Alles auf, wenn er einmal etwas heiterer und milder gestimmt schien, ihm bessere Gesinnungen einzuflößen. Oft bat sie ihn mit heißen Thränen, sich zu ändern: aber ach, das gute Mädchen goß dadurch immer nur Oel ins Feuer. Er nannte sie seine nasenweise Hofmeisterin, und verfiel sogleich wieder in seine alte finstere Laune. Nun kam eine gefährliche Krankheit über ihn. Ein heftiges Nervenfieber warf ihn nieder. Mehrere Tage wüthete er in einer Art Raserei, auf welche eine gänzliche Abspannung und Ermattung folgte. In der ersten Zeit waren zwei Wärter nöthig, ihn zu bändigen, und die weichmüthige Thekla hielten die Aeltern gewaltsam von dem Kranken und seinem erschütternden Zustand zurück. Als aber dieser vorüber war, bat und flehte sie so lange, bis ihr erlaubt wurde, Ottmars Krankenwärterin zu werden.

Mit beispielloser Gedult und Pünktlichkeit erfüllte sie die schweren Pflichten derselben, genoß aber auch die hohe Freude, daß der Bruder nicht nur unter ihrer Pflege wieder genas, sondern daß auch die Fülle ihrer Liebe und Milde, sein hartes Herz erweichte. Er gab ihren Tröstungen und Bitten Gehör, ertrug ruhig, die mit sei-

ner Krankheit verbundenen Schmerzen und Uebel, unterwarf sich gehorsam allen Verordnungen des Arztes, welche in der Hand der sanften Schwester viel von ihrer Bitterkeit verloren; lag aber größtentheils stille, und in sich gekehrt da. Nur wenn Thekla mit ihrer süßen Stimme ihm etwas Unterhaltendes vorlas, oder ihm von den zukünftigen gesunden Tagen eine freundliche Darstellung entwarf, schien er sich angenehm zu zerstreuen. Oft drückte er der zärtlichen Pflegerin die Hand, wandte sich aber dann schnell auf die Seite, um Thränen und Beschämung zu verbergen.

Mit der Genesung gieng es rasch vorwärts und nach drei Wochen fühlte sich Ottmar so stark, daß er im Bett aufsitzen, und allerlei Spiele mit Thekla unternehmen konnte. Einmal war er ganz allein mit ihr. Mit holder Freundlichkeit fragte sie ihn: ob sie ihm Etwas vorlesen solle? „Nein," erwiederte er, „aber setze dich zu mir Thekla, so — recht nahe. —" Nun schlang er seinen Arm um ihren Nacken, ergriff ihre Hand, sah ihr fest, aber zärtlich ins Auge und sagte: „Deine unaussprechliche Liebe hat dir in dieser Krankheit mein Herz auf ewig gewonnen. Gott sandte mir dieses Leiden zu meinem

Glücke. Es hat mich zur Erkenntniß gebracht, und gebessert. Nun will ich das Leben, das mir aufs Neue geschenkt wurde, nicht mehr mißbrauchen; ich will deinem Beispiele folgen, gute Thekla! Damit werde ich dir am Ersten die Schwestertreue vergelten können, die du mir bewiesen hast, und deine Engelsseele verzeiht mir gewiß das Vergangene, und bittet auch bei den Aeltern um Liebe für den Reuigen, nicht wahr?" Mit einem Thränenstrom fiel das Mädchen ihm um den Hals, und flüsterte: „Ottmar, Ottmar, wie glücklich machst du mich! O der Wonne! Nun habe ich einen Bruder, der mich liebt! Guter Gott, Dank sei dir!" setzte sie hinzu, und hob das fromme Auge gen Himmel: „Ich will aber gewiß mein Glück zu verdienen suchen." Ottmar erzählte ihr nun, daß er beim wiedergekehrtem Bewußtsein in einem Gespräch, das Thekla und die Aeltern im Nebenzimmer hielten, gehört habe, wie letztere der Tochter die Gefahr der Ansteckung und Ottmars ungestümmes Betragen recht dringend vorstellten, und sie von ihrem Entschluß, ihn zu pflegen, abzubringen suchten, wie aber alle Warnungen vergeblich gewesen seien, und Thekla mit Thränen und einem, ihr ganz ungewöhnlichen Feuer, ihre Bitte wieder-

holte, und ihre Liebe zu dem Bruder auf das Rührendste aussprach. „Dieß,“ sagte Ottmar, „errang dir den Sieg über mein störriges Gemüth; ich war ganz erweicht, doch meine Schwäche gestattete mir nicht, mich gegen dich zu äussern; auch kam immer dazwischen der alte Feind, der garstige Trotz, und nahm mir das reuige Wort von der Lippe weg. Aber nun hoffe ich gewiß, meiner Leidenschaften Meister zu werden, du wirst es sehen Thekla.“ „Lieber, guter Ottmar!“ erwiederte diese, „ich will ja gerne dich als den ältern Bruder erkennen, und dir in Allem nachgeben, wenn du mich nur dafür lieb behalten willst.“ „Gewiß, gewiß,“ versetzte Ottmar, und umarmte gerührt von Neuem die überglückliche Schwester. Eilig wurde von ihr den Aeltern die erfreuliche Begebenheit mitgetheilt; innig dankten diese Gott für die vortheilhafte Sinnesänderung ihres Sohnes und segneten Thekla für ihre Handlungsweise, welche Jene bewirkt hatte. Sie wollten ihre Freude darüber recht laut äussern, und versprachen Ottmar, seine Wiederherstellung durch ein kleines Fest zu feiern. Sie luden einige seiner Bekannten ein: (denn Freunde hatte sich Ottmar ehedem nicht erwerben können, faßte aber auch in dieser Hinsicht viele gute Vor-

säße im Stillen), und in dem Garten am Hause, sollten sie sich mit Kegelspiel und andern schuldlosen Belustigungen unterhalten, welche der Vater zu leiten versprach, und die Mutter wollte für gute Bewirthung sorgen. Thekla hatte sich, jedoch in Geheim eine Ueberraschung für den geliebten Bruder ausgedacht, und auch Ottmar arbeitete schon mehrere Tage im Garten, wobei er sich alle Zeugen verbat, und vorzüglich Thekla ersuchte, einige Tage nicht hineinzugehen.

Als sich an dem bestimmten Tag die kleine Gesellschaft im Wohnhaus versammelt hatte, führte Ottmar dieselbe, nebst Aeltern und Schwester in den Garten. In diesem befand sich eine Nische, mit Geißblatt bewachsen. Ein steinener Tisch stand in der Mitte. Ottmar hatte mit des Vaters Wissen und Beistimmung die Platte desselben abnehmen lassen, und in den viereckigen Stein, auf welchem sie ruhte, wurden nach des Jünglings Angabe folgende Worte eingegraben, nemlich: Auf der einen Seite:

„Denkmal schwesterlicher Liebe und Treue."

auf der andern:

„Denkmal brüderlicher Anerkennung desselben."

auf der dritten:

„Denkmal entschlossener Sinnesänderung.“

auf der vierten war der Tag und die Jahrszahl zu lesen. Um den einfachen ziemlich hohen Stein, war ein niedliches Gärtchen angelegt. Vergißmeinnicht, Maßlieben, Aurickeln und Maiblumen hatte Ottmar mit Hülfe des Gärtners hieher versetzt, und viele derselben standen in süßduftender Blüthe. Den Stein zierte ein Gehäng von Immergrün.

Hieher führte nun Ottmar die theure Schwester. Die Aeltern und Freunde folgten ihnen. „Meine geliebte Thekla!“ sagte der Bruder, als sie in die Nische getretten waren, und Jene im Uebermaaß der Freude und Rührung Ottmars Hand an ihr Herz drückte. „Meine geliebte Thekla! lies die Worte, welche in diesen Stein eingegraben wurden. Eben so tief sind sie meiner Seele eingeprägt; ja der Stein kann verwittern, und mit ihm die Schrift, aber die Erinnerung an deine aufopfernde Liebe, meine Dankbarkeit, und meine guten Vorsätze werden nur mit meinem Leben verlöschen.“ Stillweinend fielen sich die Geschwister in die Arme. Nach einer Pause, als sich Beide gesammelt hatten, begann Ottmar wieder:

„Komm' Thekla! und erbitte mir den Segen der geliebten Aeltern, denn ich will von nun an ihnen ein recht guter Sohn sein." Die Kinder knieeten nieder und mit Freudenthränen wurden sie von Jenen gesegnet, und auf das Innigste umarmt.

Dann bot Otmar seinen Freunden der Reihe nach die Hand, bat sie um Verzeihung wegen seiner vorigen Unarten, und versprach Besserung. Herzlich gelobten sie ihm treue Freundschaft, und Manche waren tief erschüttert dabei.

Thekla entfernte sich dann unbemerkt, und kam bald mit einem Teller auserlesenem Obst zurück, von dem Ottmar ein großer Liebhaber war. Ein Kranz von Lorbeerblättern lag herum. Sie nahm ihn, und setzte ihn dem Bruder mit den Worten auf. „Meinem geliebten Ottmar, als Sieger über seine Fehler!" Die Aeltern beklatschten den schönen Gedanken, aber der gerührte Ottmar hieng den Kranz bescheiden über den zum Altar der Geschwisterliebe umgeschaffenen Stein, an die Wand der Nische, und sagte: „Nicht doch Schwesterchen! es gebührt mir noch nicht dieser Kranz. Immer und immer regen sich die alten geistigen Uebel noch in mir; aber ich

will ritterlich mit ihnen kämpfen, und sollte ich je dabei ermüden, dann Thekla, führe mich zu diesem Denkmal hin! Ein Blick auf jenen Kranz, und neue Stärke zum Guten wird mich beleben."

Ottmar hielt Wort und Thekla hatte nicht Ursache ihn zur Warnung an das Denkmal hinführen. Aber öfters verweilten die Geschwister mit süßen Empfindungen an diesem für sie so heiligen Ort, und ein immer festeres Bündniß treuer Liebe war jederzeit die Folge von einem solchen Besuch des Denkmals.

Das Christfest.

„Mütterchen darf ich bald kommen?' so rief sehnsüchtig der kleine Robert ins Zimmer hinein, wo die Majorin von Kronberg mit liebender Sorgfalt die Weihnachtsgeschenke für ihren Pflegsohn ordnete. Obgleich ihr ein Zufall die Leitung seines Geschickes in die Hände gegeben hatte, und seine Herkunft ihr völlig unbekannt war, so hieng doch ihr ganzes Herz an dem Knaben und mit inniger Mutterliebe hatte sie an dem frohen Kin-

derfest alle seine Wünsche und Bedürfnisse zu erspähen und zu befriedigen gesucht. „Gleich, gleich!" entgegnete sie dem Harrenden, und vermehrte nur noch schnell mit einigen, im goldenen Gewande prangenden Engeln, den Schmuck des Christbäumchens, dessen dunkelgrüne Zweige von dem Schimmer zahlreicher Kerzen gehoben, voll rothbackiger Aepfel, glänzender Nüsse und den kunstreichen Schöpfungen des Conditors, einen reizenden Anblick gewährte. „Schade," sprach sie für sich, als sie noch einmal das Ganze mit aufmerksamen Blicken überschaut hatte, „schade, daß zum vollständigen Anzug die Stiefelchen fehlen; ausserdem wäre alles bereit, meinen Liebling zu erfreuen;" diese waren durch Unachtsamkeit der Magd zu spät bestellt worden, und da Frau von Kronberg fast darauf verzichtete, sie heute noch zu erhalten, so wollte sie die Gedult ihres Sohnes nicht länger auf die Probe stellen, und öffnete daher die Thüre. Einige Augenblicke blieb Robert, von dem Lichtmeer geblendet, das ihm entgegen strahlte, und in welchem alle Gegenstände wogten, betroffen an derselben stehen, doch als die Majorin ihn bei der Haud nahm, und er die reichen Gaben in der Nähe beschaute, da rief er mit dem Ausdruck des Erstaunens: „Dieses

Alles soll mir gehören?" fiel der Mutter um den Hals, und drohte sie durch seinen ungestümmen Dank zu ersticken. Mit sanfter Gewalt suchte dieselbe sich loszuwinden, wobei sie ihn zugleich ermahnte, sich der ihm zu Theil gewordenen Freude auch in Zukunft würdig zu zeigen, und der Knabe, nachdem er alles Gute versprochen hatte, sprang jubelnd zu seinen Geschenken, von welchen ihm jedes ein eignes Vergnügen gewährte, jedes einen Ausruf der Bewunderung entlockte. Zuerst nahm eine Reihe schön gebundener Bücher, deren Inhalt dem fleißigen Schüler Unterhaltung und Belehrung versprach, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Eifrig blätterte der Wißbegierige darin, packte sie dann in das von Leder sauber gefertigte Ränzchen, hieng es sich um und schritt stolz im Zimmer damit auf und ab; doch bald schwang er sich fröhlich auf das große Wiegenpferd, setzte es in Bewegung, und bemühte sich, das geduldige Roß durch Sporn und Peitsche anzureizen. Später untersuchte er auch prüfend, die süssen Eingeweide der Kisten und Fässer des hochbeladenen Güterwagens, ließ unter lautem Kommando ganze Regimenter Bleisoldaten in die eroberte Festung einziehen, und wandte sich zuletzt mit der Bitte an die Majorin, ihm die

buntgemahlten Kupfertafeln eines naturhistorischen Werks zu erklären. Mit leuchtenden Augen stand diese neben Robert, ergötzte sich mit mütterlicher Wonne an dem Entzücken, das aus seinem holden, hochglühenden Gesichtchen strahlte, und dankte Gott im Stillen aus der Fülle ihres Herzens, daß er ihr zum Ersatz für so manche traurige Erfahrung den hoffnungsvollen Knaben zugeführt habe. Endlich als er alles zur Genüge beschaut hatte, musterte der Kleine auch die Kleidung; indem die Mutter beim Anziehen derselben hülfreiche Hand bot, zog man die Klingel. Siehe da, — das freundliche Töchterchen des Schusters trat ein, und brachte zur Ergänzung derselben die Stiefelchen. „O wie reich werde ich heute!" jauchzte der Knabe, und im Nu hüpfte der nun ganz neu Bekleidete, sich wohlgefällig betrachtend, im Kreise herum. Um die geforderte Zahlung zu leisten, entfernte sich einige Minuten Frau von Kronberg, während das Mädchen den beladenen Tisch von Ferne neugierig und lüstern beschaute. Robert gewahrte dieß nicht so bald, als er sie näher rief, und die Fülle seiner Herrlichkeiten vor ihr ausbreitete. Frohen Menschen ist ja die Mittheilung ihres Glücks Bedürfniß, und die Theilnahme Anderer erhöht erst ihren

Genuß. „Hat dir der heilige Christ auch schon bescheert?“ fragte er die Kleine. „Mir bringt er nichts,“ erwiederte diese seufzend, und Thränen traten ihr in die sanften blauen Augen. Mitleidig betrachtete sie der reich Beschenkte; nach einigem Nachsinnen füllte er eilig mit dem größten Theil seines Naschwerks und seines Obstes die Schürze der Armen, und sagte: „So ganz leer sollst du doch nicht ausgehen. Aber“ begann er aufs Neue, „sind denn deine Aeltern so arm, daß sie dir gar nichts geben können?“ Wehmüthig erzählte nun Mariechen, so hieß dieses Mädchen, daß Theuerung und nahrungslose Zeiten, den sonst wohlhabenden Meister Martin in die größte Armuth versetzt, und die Krankheit der Mutter ihre Noth aufs Höchste getrieben habe. „Ach sparsam zugezählte Kartoffeln sind schon seit mehreren Wochen unsre einzige Nahrung.“ So endigte sie schluchzend die rührende Darstellung ihrer Leiden. Die eintrettende Majorin hatte diese Schilderung mit angehört, und die mildthätige Frau beschloß sogleich, dieser unglücklichen Familie ein rettender Engel zu werden. Als Robert sie bemerkte, eilte er auf sie zu, bat schmeichelnd: „Zürne nicht, liebes Mütterchen, Ich theilte dem armen Mädchen hier von meinem Ueber-

fluße mit, und" — setzte er leise hinzu — „In meiner Sparbüchse habe ich noch einige Groschen, darf ich sie holen?" Frau v. Kronberg nickte bejahend, und tröstete die Weinende, welche Roberts Geschenke zurückgeben wollte, mit der Erlaubniß, alles behalten zu dürfen. „O wie soll dieß meinem Bärbchen schmecken!" sprach, von dieser Vorstellung wieder erheitert, Mariechen, und auf die Frage der Majorin: wie viel Geschwister sie habe? erwiederte sie: „Fünf sind wir zu Hause und unser Wilhelm — Gott weis, wo, und ob er noch lebt?" Ueber diese Bemerkung begehrte Fr. v. Kronberg Aufschluß, und erfuhr Folgendes: „Vor sechs Jahren, bei dem Abmarsch der Russen, sei der Verschwundene, um sie abziehen zu sehen, mit seinem ältern Bruder vors Thor gegangen; als dieser sich von dem jüngern Knaben einige Schritte entfernte, habe ein bärtiger Kosack den Kleinen in die Arme und mit sich fortgenommen. Höchst erstaunt hörte die Dame diese Erzählung an, sie ließ sich alle nähern Umstände genauer angeben, und als das Mädchen, durch Speise und Trank gelabt, und auch für die Kranke damit versehen worden war, entließ sie dasselbe. Am andern Morgen, nachdem die edle Freudenspenderin an geweihter

Stätte mit Gebet und frommen Vorsätzen den hohen Festtag begonnen hatte, erschien sie in der Wohnung des Unglücks; und wenn gleich ihr weiches Herz durch den Anblick mannichfachen Elends tief verwundet wurde, so trug doch die Scene, in welcher sie die wackern Leute traf, dazu bei, ihr dieselben im günstigsten Lichte zu zeigen. Der Vater las nämlich im Kreise seiner aufmerksam zuhörenden Familie eine Predigt vor; fromme Andacht war auf den Gesichtern ausgedrückt, und der Mutter mattes, emporgerichtetes Auge, schien dem erhabenen Kinderfreund, der vor Jahrhunderten zum Heil der Welt die Erde betrat, und dessen Gedächtniß gefeiert wurde, auch ihre hülfsbedürftigen Kleinen zu empfehlen. Frau v. Kornberg, deren Eintritt unbemerkt geblieben war, verhielt sich ganz still, und schon der erste Blick auf ihre jetzigen Umgebungen, überzeugte sie, daß Mariechen die Wahrheit gesprochen hatte. Das Strohlager auf welches die Leidende durch Kummer und Mangel, einem Gerippe gleich hingestreckt lag, die wenigen Geräthe in dem feuchten, düstern Stübchen, ja selbst die Kleidung seiner Bewohner, Alles trug die Spuren der größten Dürftigkeit. Erst als der Meister seine fromme Vorlesung geendigt hatte trat

sie aus dem Hintergrund hervor, und wandte sich mit folgenden Worten an denselben: „Zufällig habe ich gestern durch Eure Tochter erfahren, daß lastende Zeitereignisse Euren Wohlstand zerrüttet haben, ich bin daher gekommen, um Euch ein kleines Darlehen anzubiethen, welches Ihr mir, ohne Zinsen, und mit Eurer Bequemlichkeit zurückzahlen könnet." Nur der, der schon selbst dem nahen Untergang durch eine rettende Hand plötzlich entrissen wurde, kann sich das Entzücken vorstellen, mit welchem der Mann bald die großmüthige Geberin, bald die Rolle Geld, welche vor ihm auf dem Tisch lag, anstaunte. „O nun ist mir geholfen!" rief er freudig aus, und, gegen seine Frau gewendet, fuhr er fort: „Siehst du Mutter! das ist die Hülfe von Oben, die der Herr seinen Gläubigen verheißen hat." „Des Himmels reichster Segen, lohne unsere Wohlthäterin," setzte diese hinzu, mit dankender Gebehrde, und ihre erloschenen Züge gewannen neues Leben. Die Majorin suchte ihre Rührung zu mildern, sie unterhielt sich mit ihr von andern Gegenständen, erkundigte sich nach allen ihren Verhältnissen, und leitete endlich das Gespräch unvermerkt auf ihren verschwundenen Sohn. Helle Thränen rollten der zärtlichen Mutter bei

seinem Andenken über die eingefallenen Wangen herab, doch schien sie gerne dabei zu verweilen, und fand wieder Trost darin, der theilnehmenden Dame die ganze Begebenheit bis auf die geringsten Nebendinge zu erzählen. Als Frau v. Kronberg durch diese Beschreibung von allen Kennzeichen des kleinen Wilhelms unterrichtet war, da wurde ihre Vermuthung zur Gewißheit. Sie konnte nicht mehr zweifeln, ihr Robert wäre der Vermißte. Indessen theilte die kluge Frau ihr Geheimniß noch nicht mit, denn sie fürchtete mit Recht, daß diese unerwartete Entdeckung nachtheilige Folgen für die Kranke haben würde. Sie suchte jetzt nur bei Jener den schwachen Funken der Hoffnung auf ein einstiges Widersehen ihres Lieblings zu beleben, äußerte deßhalb: daß sie sich erinnere, vor mehreren Jahren in einer Zeitung von einem Findling gelesen zu haben, und versprach, daß sie nachforschen, und den Erfolg ihrer Bemühungen dem Ehepaar mittheilen wolle. Mit dem lohnenden Bewußtseyn, welches eine gute Handlung stets hinterläßt, kehrte sie sodann in ihre Wohnung zurück.

Durch den Blick in eine freundliche Zukunft, durch ärztliche Hülfe und stärkende Nahrungsmittel, welche ihr

die

die gütige Wohlthäterin sandte, war die Kranke bald wieder so hergestellt, daß sie das Haus zu verlassen wagen konnte, und nun ließ Frau v. Kronberg sie nebst ihrer Familie zu sich rufen, wo eine kluge, ausgewählte Bescheerung, viele Bedürfnisse der Aeltern und Kinder befriedigte, wo aber der Mutter, durch ein leinenes Kinderkleidchen, das auf ihrem Platz lag, die größte Ueberraschung bereitet wurde. „Ja, das trug mein Wilhelm bei seinem letzten unglücklichen Ausgang!" rief sie in höchster Bewegung, und indem sie der Majorin zu Füßen sank, stammelte sie: „Um Gotteswillen! wo ist er, wo ist mein Sohn?" Tiefgerührt hob diese die Knieende auf, versicherte sie, daß ihr Kind noch lebe, daß er ihr nahe sei, und führte endlich ihren Robert, den sie schon von Allem unterrichtet hatte, in die Arme der glücklichen Aeltern und der erstaunten Geschwister, welche ihn mit Liebkosungen überhäuften; allein so vorsichtig auch Frau von Kron berg zu Werk gegangen war, so erlag dennoch die erst Wiedergenesene der Freude. Die Sinne vergiengen ihr, und ohnmächtig fiel sie auf einen hinter ihr stehenden Sessel. Die gehörigen Hülfsmittel, welche die erfahrene Dame anwandte, brachten sie aber bald ins Leben wieder

zurück. Als die aufgeregten Gemüther ruhiger geworden waren, theilte Frau v. Kronberg den Anwesenden die Art und Weise, wie Wilhelm in ihr Haus gekommen war in folgender Erzählung mit: „Der Krieg begann aufs Neue. Auch mein Gemahl mußte ins Feld, und ich zog mich mit meinem zweijährigen Sohn zu meinen Aeltern auf ihr Landgut zurück. Nach einem kurzen Aufenthalt daselbst erfuhr ich, daß mein geliebter Gatte als ein Opfer feindlicher Wuth gefallen sei, und wenige Tage darauf stand ich trostlos an dem Sarge meines kleinen Lieblings, den eine epidemische Kinderkrankheit mir entrissen hatte.“ Hier machte die Majorin eine Pause, und verlor sich in wehmüthige Erinnerungen. „Um diese Zeit,“ fuhr sie dann wieder fort, „wurden wir durch immerwährende Durchmärsche und Einquartirungen beunruhigt; einstens bekamen wir mehrere Kosacken ins Haus. Einer von ihnen hatte einen kleinen niedlichen Jungen bei sich. Die Aehnlichkeit, die ich bei ihm mit meinem Verstorbenen finden wollte, gewann ihm bald mein Herz; ich muthmaßte, daß es ein geraubtes Kind sei, konnte aber auf meine Nachforschungen nichts Näheres über seine Herkunft erfahren, endlich nach langen Handeln und Bitten

überließ mir der Russe, der ein Kinderfreund war, den Kleinen, und ich, glücklich in seinem Besitz, erzog ihn bisher mit Sorgfalt. Sein geistiges und körperliches Gedeihen lohnte mich in reichem Maß. Erst vor einigen Monaten verließ ich den Landaufenthalt, und um ihm die gehörige Ausbildung geben zu können, ließ ich mich hier nieder. Mein Vermögen, so wie mein Name ist ihm gerichtlich zugesichert, doch Ihr wackern Aeltern meines Pfleglings, sagt, soll er mit Euch ziehen, wollt Ihr mir ihn rauben? Willst du mich verlassen, mein Robert?" rief sie schmerzlich. Laut schluchzend umschlang der Knabe die geliebte Pflegmutter und Meister Martin und seine Frau, welche sich vergebens bemühten, für ihre dankbaren Gefühle Worte zu finden, legten segnend die Hand auf sein Haupt, küßten die der Majorin und baten, daß sie auch fernerhin ihrem Sohne eine liebende Mutter bleiben solle.

Mit Freudenthränen schieden die Glücklichen von ihrer Gönnerin. Die Zeit der Trübsal war nun bei ihnen vorüber; Frau von Kronberg hatte den geschickten Meister bei ihren zahlreichen Bekannten empfohlen, er

erhielt eine angesehene Kundschaft, und durch Fleiß und Sparsamkeit verbesserte sich seine Lage zusehends.

Robert wuchs heran und ward durch sein musterhaftes Betragen der Stolz seiner Pflegmutter, welcher er immer die innigste Verehrung weihte. Seine ausgezeichneten Kenntnisse verschafften ihm nach vollendeten Studienjahren eine ehrenvolle Anstellung in seinem Geburtsort. Er verband sich bald darauf mit einer edlen Jungfrau, und wurde ein treuer Gatte und ein zärtlicher Vater liebenswürdiger Kinder. Frau von Kronberg lebte ein höchst zufriedenes Alter in seiner Familie, und beschloß ihr gemeinnütziges Dasein in Roberts Armen. Aufrichtige Thränen der Liebe und Dankbarkeit folgten ihr ins Grab, Meister Martin und seine Frau wurden jedoch von dem braven Sohne auch nicht vergessen; er behandelte sie stets mit der kindlichsten Ehrerbiethung, und unterstützte sie und die Geschwister reichlich. Seine Lieblingsschwester, das freundliche Mariechen, hatte durch die Majorin eine, für ihren Stand zweckmäßige Bildung erhalten und wurde die glückliche Gattin eines wackern Mannes.

Die Spinnerin.

Der Winter mit seinem unfreundlichen, stürmischen Wetter, mit seinen kurzen und trüben Tagen war erschienen; jedoch der fleißigen Mathilde entschwanden die langen Abende schnell und angenehm.

Die gütige Mutter hatte ihre Bitte erfüllt, sie mit allen Erfordernissen zum Spinnen versehen, und bald hatte das Mädchen, durch die Lust und den Eifer, womit sie die Erlernung dieser Arbeit betrieb, eine ziemliche Fertigkeit darinnen erlangt. Sobald die Dämmerung einbrach, saß sie an ihrer Kunkel, drehte emsig die schnurrende Spindel, daß sie im raschen Kreislauf umher rollte, und den feinen aus seidenweichem Flachs gedrehten Faden tanzend empfieng, und war entzückt, wenn wieder ein vollendeter Strang in der Ecke des Zimmers aufgehängt werden konnte. Eine große Aufgabe wollte Mathilde bis nächstes Frühjahr lösen. Das Beispiel ihrer Basen leuchtete ihr voran, und sie wünschte, gleich ihnen, ein ansehnliches Stück Leinwand von selbstgesponnenem Garn auf der Bleiche zu sehen.

Verwichenen Sommer brachte sie nemlich mehrere vergnügte Tage bei ihrem Oheim, der Geistlicher in dem romantisch gelegenen Dorfe Thonfeld war, zu. Kindern, welche oft wochenlang in die beengenden Mauern einer Stadt gebannt sind, gewährt ein Besuch auf dem Lande, und die dadurch erlangte Wohlthat, sich in der herrlichen Natur frei bewegen zu können, unendliche Freude. Auch Mathilde genoß dieses Vergnügen im reichen Maße. Am frühen Morgen verließ sie ihr Lager, und war den ganzen Tag über die unzertrennliche Gefährdin ihrer beiden Bäschen, Friedericke und Karoline, welche von der wirthschaftlichen Mutter zur Thätigkeit erzogen, bei jedem häuslichen Geschäfte Hülfe leisten mußten.

Bald begleitete Mathilde ihre Freundinen auf den Hühnerhof, wo das, in großer Anzahl vorhandene Federvieh, dem wohlbekannten Ruf folgend, sich um sie her versammelte, und die freigebig ausgestreuten goldnen Körner mit neidischer Hast aufpickte. Bald besorgten die Mädchen mit einander die Küche, oder den nützlich und doch anmuthig angelegten und wohl unterhaltenen Garten. Letzterer mußte der sorgsamen Hausmutter das wohlschmeckende Gemüß und die gewürzhaften Kräuter und

Wurzeln liefern. Auch luden in demselben einige Lauben zur Ruhe ein, und hie und da erquickte eine bescheidene Rosede, eine duftende Levkoye, durch ihren Wohlgeruch die Vorübergehenden. Besonders prangten auf den Beeten, welche der Pfarrer seinen Töchtern zur Benutzung überlassen hatte, Florens liebliche Kinder, in bunter Reihe, von denen sich öfters die hübsche Städterin, einige pflückte, um sich damit zu schmücken. Sehr glücklich fühlte sich diese bei den erwähnten Unterhaltungen, und schwer wurde ihr die Entbehrung derselben, bei ihrer Zurückkunft in die Stadt. Besonders beschäftigte sie die Erinnerung an den schönen Beweis des Fleißes von Friedericken und ihrer Schwester, den sie in einem großen Stück Leinwand, auf dem Rasenteppich im Baumgarten zu Thonfeld zur Bleiche ausgebreitet liegen sah, und der Wunsch, sich gleiche Schätze zu erwerben, regte sich lebhaft in ihr. Sie theilte ihn den Aeltern mit, und diese verschafften ihr mit dem herannahenden Winter die Gelegenheit ihn ausführen zu können.

Eines Abends, als Mutter und Tochter im warmen Stübchen beim Spinnrocken traulich beisammensaßen, bat Letztere um eine ausführliche Belehrung über die Be-

handlungsart des Flachses und gerne willfahrte die verständige Frau den Wunsch der wißbegierigen Mathilde. Sie begann auf folgende Weise:

Der Saame, den man Lein nennt, muß im Mai gesäet, und wenn er aufgegangen ist, fleißig vom Unkraut gereinigt werden; hat der Flachs seine gehörige Länge erreicht, so bildet sich an den Spitzen eine himmelblaue Blüthe, woraus nach wenigen Wochen eine Saamenkapsel oder Bolle entsteht. Sobald diese sich bräunt, und die Stengel gelblicht werden, reißt man sie aus, bindet sie zusammen, und bringt sie nach Hause, wo das Riffeln vorgenommen wird.

Mathilde. Was heißt dieser Ausdruck?

Mutter. Es werden vermittelst eines eisernen, mit aufrecht und eng an einanderstehenden Stäben versehenen und an einer Stange befestigten Instruments die Saamenbollen von den Stengeln gerissen. Erstere legt man alsdann an einen trockenen Ort und gewinnt den Leinsaamen, theils durch Dreschen desselben, theils überläßt man das Oeffnen der Saamenbehältnisse der Gewalt der Sonne.

Der Flachs aber wird geröstet, das heißt, das Wasser muß den gummiartigen Stoff, der die Fasern mit dem salzigen Stengel verbindet, auflösen. Zu dem Ende bringt man ihn entweder auf einem durch eingeschlagene Pfähle bestimmten Platze in fließendes Wasser, worinnen er acht bis vierzehn Tage bleibt, und von wo aus er im Freien aufgestellt, und getrocknet wird; oder man breitet ihn auf die Stoppelfelder, wo Thau und Regen ihn mürbe machen müssen. Nach jenem Verfahren kommt der Flachs in einen geheizten Backofen zum Dörren, worauf man ihn bricht. Diese Arbeit geschieht mit einer hölzernen Maschine, durch welche sich die fremdartigen von den brauchbaren Theilen absondern, deren Reinheit erst das Hecheln vollendet. Die Hechel ist ein mit scharfen Drathspitzen versehenes Werkzeug, durch dasselbe wird der Flachs gezogen, die gröbern verwirrten Fasern fallen ab, geben das Werg, und dieses wird zum gröbsten Tuch verwendet; mit dem Flachs aber, den wir verarbeiten, muß oben beschriebenes Geschäft wenigstens zwei Mal vorgenommen werden.

Aufmerksam hörte Mathilde auf die Worte der Mutter, welche noch oft die Stunden durch ähnliche nütz-

liche Erzählungen verkürzte. Indessen nahm auch der Vorrath an Garn bedeutend zu, und als der halbe Lenz erschien, konnte der Plan des fleißigen Mädchens ausgeführt werden. Der Weber wurde beschickt, und nach wenigen Monden genoß Mathilde die Freude die schneeweise Leinwand mit rothen Bändern geziert, in ihrem Schrank aufbewahren zu können. Manches Viertelstündchen ergötzte sich die Glückliche, an dem ersehnten Anblick.

Um diese Zeit lößte die teutsche Nation die Fesseln, in welche ein fremder Tyrann sie geschmiedet hatte. Tapfere Krieger zogen ins Feld, um die Freiheit des Vaterlandes zu erkämpfen. Männer und Jünglinge strebten mit den Waffen die erlittene Schmach zu rächen; ja selbst das weibliche Geschlecht von der allgemeinen Stimmung ergriffen und begeistert, suchte kräftig für das Beste der Befreier zu wirken.

In jeder Stadt bildeten sich wohlthätige Vereine, zur Unterstützung der Verwundeten, und ansehnliche Geschenke an Wäsche, Kleidungsstücken u. dgl. wurden den Vorsteherinen von ihren Mitbürgerinen zur Absendung in die Spitäler zugesendet. Frau Helmond, Mathildens Mutter, welche nebst den Mitteln, auch den besten Wil-

len, die Noth der Hülfsbedürftigen zu mildern, besaß ließ es an reichen Beiträgen zu diesem mildthätigen Zweck nicht fehlen, und ihre an edlen Gesinnungen ihr ähnliche Tochter, brachte der guten Sache auch ein großes Opfer. Vom innigsten Mitgefühle durchdrungen, widmete sie die Frucht ihres winterlichen Fleißes den leidenden Brüdern. Mit innerer Zufriedenheit verfertigte sie selbst die Hemden aus dem dichten Gewebe von der ersten Probe ihres Fleißes im Spinnen, wobei sie der Beifall ihres eigenen Gewissens, so wie das gerührte Wohlgefallen der liebenden Mutter lohnte. — Wollte auch zuweilen Mathilde, wenn sie das nun leere Plätzchen in ihrem Schrank erblickte, eine wehmüthige Empfindung übermannen, so wurde sie doch bald durch das Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben, verdrängt, und in ein frohes Gefühl umgewandelt, und wurde jene Stelle im Schrank wieder ausgefüllt; denn immermehr nahm Mathildens Eifer und Geschicklichkeit im Spinnen zu. Alle Jahre wurde ihr Vorrath an Leinwand vermehrt, und als sie sich später mit einem braven Jüngling verlobte, war der größte Theil ihrer Ausstattung aus eigenem Gespinste verfertigt.

Die Mondnacht, oder der Furchtsame.

Bernhard hatte seine ersten Lebensjahre größtentheils in der Kinderstube zugebracht, und von unverständigen Dienstbothen und Wärterinen war mit schreckvollen Bildern seine Einbildungskraft erfüllt, und er durch sie von Fehlern abzuhalten gesucht, oder für dieselben damit bestraft worden. Das unglückliche Kind erhielt dadurch eine unbezwingbare Furcht, die ihn ungemein quälte. Als er sein sechstes Jahr zurückgelegt hatte, und die Aeltern sich ihm mehr widmeten, bemerkten sie mit Schrecken Bernhards oft beängstigte Stimmung. Sie suchten mit Güte und Strenge ihn davon zu befreien, jedoch es gelang ihnen nicht ganz, und Bernhard war schon 12 Jahre und konnte noch immer nicht eines gewissen innern Schauers Meister werden, wenn er alleine oder gar im Dunkeln war. Des Vaters heftigen Unwillen scheuend, bezwang er sich wohl, so viel er konnte, aber er litt im Stillen durch seine eingewurzelten, abergläubigen Vorstellungen noch unendlich Viel.

An einem schönen Sommerabend gieng Bernhard mit seinen Aeltern in ihren vor dem Thor gelegenen Garten.

Die Mutter hatte in ihrem Körbchen kalten Braten, Butter und Brod mitgenommen; kräftiges Bier war in der Nähe zu haben, und so genossen sie vergnügt im Freien ein herrliches Mahl. Im lehrreichen Gespräch lustwandelte vor und nachher der Vater mit Bernhard, wobei es auch nicht an guten Lehren und herzlichen Ermahnungen wegen der Furchtsamkeit des Letztern fehlte, in dem großen Garten, der voll der anmuthigsten Partieen und Anlagen war. Beim Eingang trat man sogleich in einen langen gewölbten Bogengang, dessen Dunkel im heissen Sommer labende Kühle bot, für Bernhard aber immer etwas Unheimliches hatte. Am Ende desselben befand sich das Gartenhäuschen, in dem sich die Familie aufhielt, wenn sie nur ein paar Stunden daselbst verweilte, und es dann nicht der Mühe werth hielt, das große Wohnhaus aufzuschließen. Das Sälchen lag an der lebhaften Landstrasse, und war wegen der Unterhaltung, welche die Vorübergehenden gewährten, recht angenehm. Auch diesen Abend besorgte die Mutter die nöthigen Geschäfte darinnen, und der Vater las, nachdem er genug herumgegangen war, bei einer Pfeife Toback am Fenster sitzend, einige Zeitschriften, die er zu sich gesteckt

hatte. Bernhard beschäftigte sich mit seinen Beeten, die er in dem Garten eigen hatte, und so verstrich der Abend schnell und angenehm.

Die feuerige Scheibe des vollen Mondes wurde endlich in der Ferne zwischen einigen Bäumen sichtbar, entlockte, den Aeltern freudige Bewunderung und abermals forderte der Vater Bernhard auf, bis die Mutter Alles im Sälchen zusammengepackt habe, noch einen Gang durch den Garten, im Mondenschein zu machen. An des Vaters Seite wandelte Bernhard ziemlich ruhig, ob er gleich im Stillen recht herzlich wünschte, daß man bald in die Stadt zurückkehren möchte; denn es fieng an dämmrig zu werden, und es erregte der Gedanke, den langen Bogengang im Finstern gehen zu müssen, ein höchst unangenehmes Gefühl in ihm.

Die Läden im Sälchen waren nun zugemacht, die Mutter verschloß die Thüre, und kündigte an, daß sie zum Aufbruch bereit sei. Man schritt durch den fatalen Bogengang, wo sich Berhhard ganz nahe an den Vater hielt, und bei jedem Strahl, den der Mond durch das belaubte Spalier warf, scheu und ängstlich umherschaute. ie waren schon eine gute Strecke von dem Garten ent-

fernt, als Herr Berger — so hieß Bernhards Vater — in seine Tasche langte und gewahr wurde, daß er die Zeitungsblätter nicht bei sich habe, und diese sollten am folgenden Morgen dem nächsten Mitleser zugeschickt werden. Dem Vater war die Gelegenheit willkommen, den Sohn zu prüfen, wie weit er es in Beherrschung seiner Furchtsamkeit gebracht habe. Er versprach Bernhard, wenn er in den Garten zurückgehen, und die Zeitschriften holen würde, ein kostbares Buch, welches sich dieser schon lange gewünscht, das ihm aber wegen des hohen Preises noch immer versagt worden war. Herr Berger fügte hinzu: „Ich habe die Blätter hinter mich auf den Sessel am Fenster gelegt, du kannst sie finden, ohne einen Laden im Sälchen aufmachen zu müssen.“ Seine Gattin faßte ihn sanft am Arm, und flüsterte mit banger Besorgniß: „Wenn Bernhard ein Unglück begegnete.“ — Doch Jener war von seiner Idee nicht abzubringen, und in des Knaben Seele entstand ein harter Kampf. Die versprochene große Belohnung reizte ihn, noch mehr den gutartigen Sohn, die Vorstellung von der Freude des Vaters über seinen Muth. Aber ach, — der lange dunkle Bogengang — die einbrechende Nacht, und die ängstliche

Einsamkeit, in der er sich befinden würde — es war sein Zustand qualvoll. Doch des Vaters gütige und freundliche Aufmunterung gewann den Sieg. Er machte sich mit klopfenden Herzen auf den Rückweg nach dem Garten. Der Mond beleuchtete hell seinen Pfad, und mit schnellen Schritten hatte er jenen bald erreicht. Nun war er dem gefürchteten Bogengang nahe; dieser Gedanke machte ihn so zittern, daß er lange mit dem Schlüssel umher fuhr, und immer die Oeffnung des Thürschlosses verfehlte. Endlich knarrte das Schloß, die Thüre gieng auf, und der im Dunkel unabsehbar scheinende Gang lag vor seinen Blicken. Er rannte im schnellsten Laufe durch denselben, ohne sich irgend eines Gedankens deutlich bewußt zu werden, und kam an das Sälchen. Auch hier versagte ihm beim Aufschließen lange die zitternde Hand den Dienst, und als er hineingetreten war, schien der Mond durch die runden Oeffnungen, welche wegen nöthiger Zugluft in den Läden angebracht waren, und verbreitete ein magisches Licht im Gemach; der darin befindliche Waschtisch warf einen wunderbaren Schatten an die Wand, und ein langes weises Handtuch, das daran hieng, bildete mit jenem fast eine menschliche Gestalt. Bern-

hards Blick fiel darauf, und laut hörte er sein Herz schlagen, seine Knice schwankten und die Zähne schlugen aneinander. Nun pochte es an dem Laden, der auf die Strasse führte. Bernhard stürzte an einem Sessel nieder, gewaltsam hob sich seine Brust, aber um keinen Preis hätte er ein Wort hervorbringen können. Eine Stimme ließ sich aussen vernehmen, welche fragte: „Ist Jemand hierinnen?" Doch wie gesagt, Bernhard vermochte Nichts zu antworten. Weiter sprach die Stimme: „Ich hörte doch vorhin Etwas, vielleicht wars ein Dieb, wir wollen die Thüre des Gartens untersuchen." Nun wurde es wieder stille, und da Bernhard sich durch das Gehörte überzeugt hatte, daß es kein überirdisches oder übelgesinntes Wesen war, das ihn erschreckt hatte, so beruhigte er sich wieder, suchte, und fand auf der beschriebenen Stelle die Zeitungsblätter, und verließ das Sälchen. Eben so verschloß er die Thüre, als Etwas mit großem Geräusch um seinen Kopf rauschte. Es war eine Fledermaus, allein Bernhard erkannte es in seinem Schrecken nicht, und der Schlüssel entfiel den Händen des Betäubten. Lange mußte er, nachdem er sich wieder einigermaßen erholt hatte, auf der Erde herumtappen, bis er ihn wieder fand.

Als er sich wieder aufrichtete, gewahrte er an der einen Seitenwand des Bogenganges, welcher von dem durchbrechenden Schein des Mondes erhellt war, die Schatten verschiedener Statüen und Gegenstände, welche durch die Lücken der Buchen, die über die Spalier gezogen waren, aus dem andern Theil des Gartens durchschimmerten. Hier zeigte sich seinem Auge bald die täuschende Gestalt eines scheinbaren Unthiers, bald riesenartige Theile eines menschlichen Körpers, bald zitterte im Hauch der lauen Nachtluft das Laub, und bewegte sich lebendig aber undeutlich im Wiederschein vor Bernhards Blick. Er hielt den Athem an sich, schloß ein Mal das Auge, das andere Mal nöthigte ihn doch, ein ihm unerklärbarer Trieb nach jenen Schrecken erregenden Erscheinungen hinzuschauen, von denen er sich dann mit Schauder abwandte. So hatte er in quälender Angst, bald mit zögernden, bald mit eilenden Schritten die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Da indeß keine wirkliche Gefahr sich zeigte, schien er der Truggestalten fast gewohnt zu werden. Er wurde nach und nach ruhiger, faßte die wunderbaren Schatten muthiger ins Auge, schritt fester und gleichförmiger fort und blickte freier umher. Nun bemerkte er in der Ferne an

einer vom Mond ganz erhellten Stelle, die Aeltern, und des Vaters Stimme rief seinen Namen. Jetzt fiel auf einmal jede Last von Bernhards Herzen, und er flog in ihre Arme. „Du hast deine schwere Aufgabe gelößt, und viele Kämpfe gut bestanden, mein Sohn," sagte der Vater, und streichelte ihm liebreich die Wange, „warf dich auch der Schrecken nieder, so vermochtest du doch, dich wieder zu erheben, und deinen Auftrag auszuführen, das war brav! Wir waren immer in einer gewissen Entfernung bei dir, um dich vor möglichem Unglück zu schützen, und sahen und hörten Alles, aber mit deinem befangenen Sinn bemerktest du uns nicht. Diese Stunde wird jedoch gewiß gesegnete Folgen für dich haben. Deine Vernunft mußte dir sagen, daß Alles nur Schein war, was dich ängstigte, und am Ende machte ich die erfreuliche Bemerkung, daß du dich wirklich selbst mit der Einsamkeit befreundet hast. Dein ruhiger Schritt, dein freier Blick ließ mir die zurückgekehrte Gemüthsruhe ahnen." „Ja, guter Vater," erwiederte Bernhard, „ich bin nun von meiner Furcht gewiß ganz geheilt; denn es drang sich mir die Natürlichkeit der Erscheinungen immer nach dem ersten Schrecken, unwiderstehlich auf, und beruhigte mich;

aber wie bist denn du und die liebe Mutter hereingekommen? Ich habe doch die Gartenthüre fest hinter mir zugeschlossen.“ „Weißt du denn nicht,“ antwortete der Vater, „daß wir zwei Schlüssel haben? Und glücklicher Weise hatte ich den meinigen bei mir, als dir die Mutter den ihrigen gab. Wir eilten dir also gleich nach, und als du im Sälchen durch das Pochen an den Laden erschreckt, niederstürztest, da konnte ich kaum die zärtliche Mutter mehr zurückhalten.“ „Ja,“ fiel diese ein, „ich wollte durchaus zu dir hin, und dich durch unsere Gegenwart trösten, doch des Vaters Vorstellungen hielten mich ab, und da du dich bald wieder sammeltest, so gab ich ihm nach. Die Vorübergehenden, welche wirklich unten an der Gartenthüre den vermeintlichen Dieb erhaschen wollten, beruhigte der Vater, welcher sich dahin begab, und da es unsere Freunde Helner und Waltemann waren, die von einem Besuch des nächsten ländlichen Lustorts zurückkamen, klärte er ihnen, durch wahre Mittheilung, die ganze Begebenheit auf. Doch, nun komm, lieber Sohn! — schloß die liebende Mutter ihre Rede — komm nun mit uns nach Hause, damit ein sanfter Schlaf dich auf die ausgestandenen Unannehmlichkeiten erquicke und dich stär-

ke." „Und Morgen, mein Bernhard, Morgen wirst du das versprochene Buch, das ich schon früher gekauft habe, unter den deinigen finden," fügte der Vater hinzu.

Mit dem frohen Bewußtsein, den Forderungen der Aeltern Genüge geleistet, und seine Furcht beherrscht zu haben, wandelte Bernhard nach Hause. Am andern Tag vertauschte er auf sein Verlangen seine bisherige Schlafstätte bei den Aeltern, mit einem eigenen, etwas entfernt gelegenen Gemach, und zeigte bei allen Gelegenheiten, daß er Herr über jedes ängstliche Gefühl geworden sei, wodurch er sich selbst den größten Gewinn an Ruhe und Friede in seinem Innern verschafte.

Der kleine Held, oder Hugo der Kühne.

(Ein Seitenstück zum vorigen.)

Der eilfjährige Bruder Eu[illegible]niens besaß für sein Alter ungemein viel Muth, und äußerte oft gegen die, nur um ein Jahr jüngere, aber weit schüchternere Schwester: „Verlaß' dich nur auf mich, ich bin dein Ritter, ich

schütze dich, Niemand darf dir Etwas anhaben." Der Vater, ein Officier, freute sich höchlich über die Kühnheit des Knabens, und suchte ihn immer mehr darin zu bestärken. Zu allen Tags= und Nachtzeiten mußte Hugo Aufträge in und ausser dem Hause übernehmen und ausrichten. Es war kein Plätzchen in der ziemlich geräumigen Wohnung, vom Boden bis in den Keller, wo nicht Jener hingeschickt wurde, und immer — versteht sich — ohne Begleitung. Doch wurde er von den Aeltern mit den gehörigen Vorsichtsmaßregeln vertraut gemacht, und da er Verstand genug besaß, sie immer richtig anzuwenden, wurden mit ihm, die Seinigen sorglos und sicher. Nur Eugenia, welche überdieß von zarter, schwächlicher, körperlicher Beschaffenheit war, konnte sich oft ängstlicher Gefühle nicht erwehren. Deßwegen schmälte häufig der Vater mit ihr, und liebte sie fast weniger als Hugo. Aber der sanften Mutter war sie unaussprechlich theuer, und wenn Eugenia aus eigenem Antrieb, oder aufgefordert von Hugo, mit ihm zuweilen ins Freie gieng, so wurde sie demselben dringend von jener anempfohlen. Treu liebte sie der Bruder, und diese Liebe, so wie der Stolz auf sein Vermögen, sie schützen zu können, verdoppelte bei jeder Ge-

legenheit seine Sorgfalt um sie, und wo er konnte, nahm er ihr jedes beschwerliche Geschäfte ab. Einst erhielt Eugenia den Auftrag von dem Vater, ihm Bier aus dem Keller zu bringen. Als sie sich zu diesem Gange Licht in der Küche holte, sagte die Magd: „O gehen Sie nicht allein hinunter, es ist nicht geheuer im Keller, ich bin heute Morgen recht erschreckt worden, es zischte und rannte unten kohlschwarz von einer Ecke in die andere.“ Eugenia erblaßte, und stand zweifelnd, was sie nun thun sollte. Sie fürchtete des Vaters Unwille, wenn sie nicht das ihr aufgetragene Geschäft besorgte, oder die Magd zur Begleiterin nehmen würde, und doch war ihr so bange. Hugo kam dazu, und als er die Geschichte erfuhr, sagte er entschlossen, und tröstend zu Eugenie: „Bleibe nur, ich gehe an deiner Statt in den Keller.“ Er nahm einen tüchtigen Stock mit, und stieg unerschrocken die Stufen hinunter. Sogleich kamen ihm die beschriebenen furchtbaren Gestalten entgegen, und was waren sie? — einige Katzen, welche hineingesperrt, sich hier tummelten, und nun hastig, die Treppe hinauf, durch die geöffnete Thür, sich in Freiheit setzten. Hugo holte nun ruhig sein Bier, und brachte es Eugenien, indem er ihr und der Magd, lachend das glücklich bestan-

dene Abentheuer erzählte, und Letztere sich schämen mußte, sich von einem eilfjährigen Knaben an Muth übertroffen zu sehen.

Bald darauf erhielt Eugenia die Einladung, eine Freundin zu besuchen, und zwar auf mehrere Tage; denn diese wohnte in einem, eine Stunde weit gelegenen Marktflecken, wo der Vater eine Beamtenstelle begleitete. Gerne ertheilten Eugeniens Aeltern ihr die Erlaubniß dazu. Hauptmann Volkmar aber, der sein Töchterchen, dem Geist und Körper nach, stärker machen wollte, bestand darauf, daß sie den gefahrlosen ebenen Weg zu Fuß, und nur in Gesellschaft ihres Bruders machen sollte, dagegen versprach er, sie bei ihrer Rückkehr, im Wagen mit Hugo und der Mutter abzuholen. Letztere war lange nicht damit zufrieden, doch sie mußte ihrem Gatten nachgeben, und die Geschwister machten sich vergnügt auf den Weg. „Sei ohne Sorge, gute Mutter," sagte Hugo, „ich bringe Schwesterchen glücklich an Ort und Stelle, es soll nur Jemand kommen, und ihr irgend etwas Unangenehmes zufügen wollen," rief er mit funkelnden Augen, und machte dabei eine Gebehrde, als wolle er tüchtig darein schlagen. Der Vater lachte herzlich über den kleinen Hel-

den, die Mutter aber empfahl sie dem Schutze Gottes und trennte sich mit schwerem Herzen von den Kindern. Anfangs gieng ihre Wanderung ohne alle Hindernisse von Statten. Doch nun mußten sie ein Dorf passiren. Kaum waren sie einige Schritte weit hineingegangen, so kam ein großer Hund, der sich von einer Kette losgemacht hatte, und diese nachschleppend, in vollem Rennen auf sie zu. Hugo sah ihn von Weitem, riß Eugenia schnell auf die Seite an eine Mauer, und stellte sich, seinen Stock hoch aufhebend, beschützend vor sie hin. Das wilde Thier eilte nahe an ihnen vorüber, und wurde bald von dem Eigenthümer eingeholt, und zurückgeführt. Eugenia zitterte am ganzen Leibe, doch Hugo suchte sie mit freundlichen Worten zu beruhigen und wieder zu erheitern. Sie giengen weiter und erreichten die Dorfschenke. Brennender Durst nöthigte sie, daselbst einzukehren. Eugenia setzte sich ermüdet unter eine schattige Linde in dem Hofraum. Ein Tisch und eine hölzerne Bank diente den Gästen daselbst zu einem angenehmen Ruheplatz. Hugo gieng ins Haus, ein paar Gläser Milch zu bestellen, als er Eugenia ängstlich rufen hörte. Er sprang hinaus, und sah, daß ein zorniger Truthahn das fliehende Mädchen verfolgte. Mit

seinem Stock war er sogleich hinter ihm her, und befreite das erschrockene Schwesterchen von dem bösen Thier. Doch nun sollte er sie auch vor menschlichen Beleidigungen sichern. Ein unartiger Bauer, der, ehe die Kinder kamen, seinen Krug Bier auf dem Platz, auf welchem Eugenia saß, getrunken hatte, kam wieder, und behauptete gegen das Mädchen mit groben Reden sein Recht auf jene Stelle. Eben brachte Hugo die Milch, da gewahrte er, wie der Bauer sie mit einem finstern Gesicht schmählend wegstieß, und schüchtern wollte Eugenia sich auf einen Stein am Hause setzen, wo sie aber der drückenden Sonnenhitze preis gegeben gewesen wäre. „Nicht doch,“ sagte Hugo zu dem Bauern, und sein Gesicht glühte, — „wer meine Schwester beleidigt, hat es mit mir zu thun, Ihr laßt sie hier ruhig ihre Erfrischungen genießen, wir haben alle Platz; komm' Eugenia.“ Mit diesen Worten stellte er die Gläser auf den Tisch, nahm das furchtsame Mädchen bei der Hand, wieß ihr wieder ihr Plätzchen an, und nahm seine Stellung, wie zum Schutze, hinter ihr. Der Bauer betrachtete den entschlossenen Knaben erstaunt vom Kopf bis auf die Fußsohle, rückte dann seinen Bierkrug auf die Seite und sagte gelassen: „Nun ja, wir haben

alle Platz, setz' Er sich auch." Nicht lange, so entspann sich zwischen ihnen ein freundlicheres Gespräch, und Steffen, (so hieß der Bauer) der auch nach dem Marktflecken wanderte, wurde der Kinder treuer Begleiter. Glücklich langten sie bei Eugeniens Freundin an, wurden mit Freuden empfangen, und Hugo sollte durchaus auch länger bei ihnen verweilen; doch er hatte den Aeltern versprochen, heute noch zurückzukehren, und nachdem er sich auf allerlei Weise mit den Mädchen belustiget hatte, und von der gastfreundlichen Familie trefflich bewirthet worden war, trat er seine Rückreise an. Er hatte sich etwas verspätet, und schon auf dem halben Wege, überraschte ihn die Nacht. Doch er schritt furchtlos weiter. Mit Vorsicht umgieng er jede ihm bekannte Stelle, welche ihm in der Dunkelheit hätte gefährlich werden können, und der Gedanke an Gottes schützende Allmacht beruhigte ihn so, daß er froh und heiter, als wäre er in der Nähe eines liebenden Freundes, seinen Weg fortsetzte. Er langte auch, ohne Unangenehmes erfahren zu haben, bei seinen Aeltern an, wo er durch seine Erzählungen die ängstliche Mutter beruhigte, und den Vater innig erfreute. Dieser drückte den Sohn an sein Herz, und sagte: „Bleibe fromm und gut, wie bisher, so wird

dein Muth immer höher steigen, und dir alle Gefahren und Schwierigkeiten auf Erden glücklich besiegen helfen." So war es. Hugo erhielt sich ein gutes Gewissen und darum verzagte er in keiner Lage des Lebens, sondern mit ruhiger Besonnenheit und Kraft wußte er sich immer würdig darinnen zu erhalten, und für sein und Anderer Glück daraus herzuleiten, oder wenigstens möglichen Nachtheil abzuwenden.

Die Christblume und das Rothkehlchen.

Der regnerische November war vorüber, das Christmonat kam, und mit ihm fielen im kraußen Gestöber die sternähnlichen Schneeflocken in Menge auf die Erde und bedeckten Dächer, Straßen, Berge und Thäler. Auch die Aeste und Zweiglein der Bäume schwankten unter der ungewohnten weisen Last, und Rickchens Gärtchen war, wie mit einem reinen Tuch, ganz bedeckt. Kein Gräschen schimmerte durch, geschweige, daß ein Blümchen irgendwo zu erblicken gewesen wäre. Dieß war nun recht unangenehm für das Mädchen, welche eben so sehr die

Blumen liebte, als ihr Bruder Moritz die Vögel. Dieser hatte eine ganze Familie von Kanarienvögeln in einem Käfig, und würde sich auch Finken, Lerchen, Grasmücken u. s. w. angeschafft haben, wenn nicht des Vaters Vorstellungen, daß, mit der Freiheit diesen Thierchen Alles genommen sei, auf sein gutes Herz mächtig gewirkt, und ihn davon abgehalten hätte. Die Schwester war indessen mit seiner Neigung bekannt. Als sie an einem Morgen einen Gang in das beschneite Gärtchen wagte, flatterte ein Rothkehlchen auf der Hecke umher. „Wenn ich dich haschen könnte, armes Thierchen,“ sagte sie, „es wäre dir geholfen, du würdest, was du jetzt vergeblich suchest, gutes Futter in Menge und Schutz gegen die Kälte erhalten, und welche Freude würde mein Moritz an dir niedliches Vögelchen haben!“ Sie machte einige Versuche es zu erhaschen, doch es flog scheu wieder ein Streckchen weiter, wenn sie glaubte, es ergreifen zu können. Sie achtete nicht des tiefen Schnees, der ihr bis hoch über die Knöchel die Füsse benetzte, und lief der Hecke entlang immer dem Vogel nach, der aber endlich in die Höhe und davon flatterte. Dieses Alles bemerkte im angrenzenden Garten der kleine Nachbar, des Dorfschulzen Clausens

jüngster Sohn. Rieckchen hatte schon öfter ihr Vieruhrbrod freundlich mit ihm getheilt, und sich dadurch seine Zuneigung gewonnen. Geschickt im Klettern, war der neunjährige Knabe in einem Nu auf einem Nußbaum, auf dessen entlaubten Zweigen sich das Rothkehlchen wiegte. Er warf sein Käppchen auf dasselbe, und — gefangen war das Vögelchen. Rieckchen, die den Schnee von ihren Füssen schüttelnd, eben das Gärtchen verlassen wollte, freute sich unbeschreiblich, als Konrad durch das Pförtchen schlüpfte, und ihr vorsichtig den kleinen Gefangenen in die Hand gab. „Du sollst die Mühe nicht umsonst gehabt haben, guter Junge,“ sprach sie, „heute Nachmittag sollst du mein ganzes Vieruhrbrod haben.“ „Nicht doch,“ erwiederte Jener, „ich habe es ja recht gerne gethan, Sie sind immer so freundlich und gut gegen mich.“

Des Bruders inniges Vergnügen an dem Vogel, seine Dankbarkeit gegen das gute Rieckchen, gewährte ihr unendlichen Genuß; denn die Geschwister hatten sich sehr lieb, und wo dieß der Fall ist, da ist des Eines Glück dem Andern, gleich dem Eignen, wichtig und werth. „O könnte ich dir doch auch eine Freude machen, liebes Schwesterchen,“ sagte er, und drückte ihr die Hand. „Empfinde

ich denn nicht schon jetzt eine recht innige, indem ich die deinige theile?" antwortete sie, und die Mutter, welche dazu kam, fühlte sich in dem Besitz so guter Kinder unnennbar glücklich. — Moritz gieng nach einigen Tagen mit dem Vater in die Stadt. Letzterer besuchte einen Freund, Namens Wilberg, dessen Studierzimmer einem Treibhaus glich, so viele und auserlesene Blumenstöcke waren da beisammen. Moritz durfte ihn begleiten, und während die Männer mit einander ihre Geschäfte verhandelten, unterhielt sich Jener mit Beschauung der Gewächse, welche, wohlgeordnet, in geschmackvollen Töpfen auf mehreren Staffeleien umher standen. Die meisten hatten keine Blüthen, doch eine große weise Blume, die zwar ohne Geruch, aber von Gestalt sehr hübsch war, fiel ihm besonders ins Auge. „Ach, wenn Rieckchen hier wäre," sagte er für sich, „wie würde sich diese freuen, mitten im Winter eine Blume zu sehen!" Er blieb lange vor ihr betrachtend stehen. Herrn Wilberg fiel sein Nachsinnen auf. „Gefällt dir die Blume?" fragte er ihn. „Sie ist mir eine unerwartete Erscheinung im Winter, und gleicht fast einer Lilie, so schön weiß und rein," erwiederte der Knabe, „aber sie beschäftigte mich nicht allein," fuhr er

fort, „sondern mehr der Gedanke an meine Schwester, welche die Blumen unbeschreiblich liebt, und sich jetzt, da es keine giebt, sehr reich dünken würde, besäße sie nur die einzige. Wenn sie nur da wäre, mein gutes Rieckchen, schon der Anblick derselben würde sie recht erfreuen. „Wirklich?" sagte Herr Wilberg, dem Moritzens Aeusserungen der brüderlichen Liebe wohlgefielen. Er wollte ihn aber noch mehr prüfen, gieng deshalb mit seinem Freund ins Seitenzimmer, und als sie wieder zurückkamen, sagte er zu Moritz: „Wenn du glaubst, daß Rieckchen die Blume Freude macht, so soll sie dieselbe aus deiner Hand erhalten; ich schenke sie dir." „O, wie herrlich, wie herrlich!" rief Jener und küßte dem gütigen Geber die Hand. „Ja, mein lieber Sohn," versetzte dieser, „so ganz uneigennützig bin ich nicht, du mußt mir Etwas dafür geben." „Gerne, gerne, wenn ich im Stande bin, antwortete Moritz. „Ich liebe die Vögel sehr, begann Herr Wilberg wieder, und der Vater sagte mir, du besäßest seit Kurzem ein Rothkehlchen. Wir wollen einen Tausch machen. Du holst mir dieses, und dann erhälst du die Blume." Verlegen blickte Moritz zur Erde, und schwieg eine Weile; dann fiel sein Blick auf die Blume. Rieckchen, in ihrer Freude

stand vor seinem Geist. Er rief: „Ich will mein Vögelchen holen," nahm sein Käppchen, und lief spornstreichs fort. Doch eben so schnell sandte Herr Wilberg ihm seinen Bedienten nach, der ihn einholen mußte. „Ach es reut ihm wohl, die Blume hergegeben zu haben," dachte Moritz, und gieng traurig zurück. Doch schon an der Thüre des Zimmers empfieng ihn Jener mit offenen Armen, drückte ihn an seine Brust, und sagte: „Wackrer Junge, wie entzückt mich deine brüderliche Zärtlichkeit, welche dem Schwesterchen das größte eigene Vergnügen zum Opfer bringen wollte. O, erhalte in dir dieses schöne Gefühl, treuer Geschwisterliebe, und Rieckchen wird unter keinen Umständen je verlassen sein, sie wird an dir eine feste Stütze besitzen, und du durch ihre dankbare Gegenliebe, die reinste Wonne genießen." Moritz war bewegt, seine großen blauen Augen standen voll Thränen. „Und ich soll mein Vögelchen behalten, und doch die Blume haben?" fragte er nach einer Pause. „Ei freilich," erwiederte Herr Wilberg, „du darfst für Rieckchen unter diesen Blumen wählen, welche du willst." „Ich bleibe bei der weißen," sagte der Knabe," und hüpfte fröhlich zu ihr hin. „Wie heißt sie denn?" fragte er weiter

„Es ist eine Christblume,“ antwortete der Eigenthümer. „Welch ein schöner Name,“ versetzte Moritz, und bat den Vater, sobald als möglich aufzubrechen; denn er konnte es kaum erwarten, Rieckchen mit seinem Geschenke zu überraschen. Mit höchst dankbarem Gefühl schied er von Herrn Wilberg, welcher vorsichtig die Blume einhüllte, um sie gegen die Kälte unterwegs zu schützen.

Rieckchen war ausser sich vor Freude, als Moritz die Blume auf den Tisch vor sie hinstellte, und sie versicherte, daß sie ihr gehöre. „Sieh' Schwesterchen,“ sagte er, „sie trägt den Namen Christblume, weil sie, wie mir Herr Wilberg erklärte, im Christmonat blüht; auch hat sie die Farbe der Unschuld weiß. Denke, wenn du sie betrachtest, an das heilige Christuskind und an seine himmlische Unschuld, dann wird dein frommes Herz gewiß der Blume noch größern Werth beilegen.“ Gerührt fiel Rieckchen dem Bruder um den Hals, und suchte ihre Gefühle auszudrücken. Doch mehr noch als Worte sprach ihr seelenvolles Auge, das mit innigem Ausdruck auf Moritz ruhte, als er so schön und herzlich zu ihr sprach. „O, wie will ich meine Blume pflegen,“ sagte Rickchen, und deine Liebe zu verdienen suchen, mein

Moritz!" Die Aeltern weideten sich an diesem Anblick der liebenden Geschwister, welche jedes, die von dem Andern schon früher erhaltenen Beweise zarter Aufmerksamkeit herezählte.

Als Moritz sich entfernt hatte, theilte der Vater Rieckchen und der Mutter den Vorgang bei Wilberg mit, und befestigte dadurch noch mehr im Herzen der Erstern den Entschluß: durch Tugend und Treue dem Bruder nachzuahmen, und die seinige zu vergelten.

Die Erbschaft.

Mit Wehmuth hatte so eben Frau Weber ihrer 15jährigen Albertine den schuldlosen Wunsch, eine entfernte Freundin besuchen zu dürfen, abschlagen müssen; denn zu Fuß konnte der Weg nach Nußdorf, wo Frohbergs Lottchen wohnte, nicht zurückgelegt werden, und einen Platz in einem Wagen zu nehmen, so wie die übrigen Ausgaben, welche eine weite Reise forderte, zu bestreiten, dazu reichte der gegenwärtige Vermögenszustand der unbemittelten Wittwe nicht hin. Gerade jetzt war sie in großen Sorgen. Die Zeit nahte, wo die Miethe bezahlt werden sollte,

der Herbst war vor der Thüre, die sorgliche Hauswirthin hätte sich gerne mit einem kleinen Holzvorrath für den Winter versehen, Tinchens wärmere Kleidung, so wie die ihrige, bedurfte einer großen Nachhülfe, und ach, — weniger als je, hatte sie eine Aussicht zu irgend einer Einnahme.

Albertine trocknete sich heimlich die Thränen, welche unaufhalsam ihr Auge füllten, und das Strickzeug vor ihrem Blick verdunkelten. Sie vermochte nicht, der Mutter Etwas entgegen zu setzen, was diese zu einer Einwilligung bewegen konnte, und wollte es auch nicht; denn es beugten sie die Sorgen derselben, w che sie ihr nach der Reihe anführte, so tief, daß sie ihr ereiteltes Vergnügen jetzt weniger schmerzte, als der geliebten Mutter schwerer Kummer. „Ich will mit verdoppeltem Fleiß arbeiten," sagte sie mit leiser Stimme, „und den Zeichenunterricht kann ich ja auch aufgeben," setzte sie hinzu. „Er kostet dich doch das Jahr über einige Gulden, und so viel habe ich gelernt, um mir bei meinen Arbeiten durch Risse entwerfen und ausführen, helfen zu können." „Gutes Kind," erwiederte Frau Weber gerührt, und reichte der wackern Tochter die Hand hin, welche diese hastig ergriff, und an ihr Herz drückte, als man die Klingel zog. Albertine warf einen Blick

durchs Fenster, und äusserte betroffen: „Ein vornehmer Herr kommt, Mütterchen, den ich in meinem Leben nie sah.“ Mit feinem Anstand gieng ihm Frau Weber entgegen, und auch er hatte eine so edle Haltung, eine so milde, Zutrauen erweckende Miene, daß Albertine die Schüchternheit, welche sie bei seinem Anblick überfallen hatte, bald wieder verlor. Als er eintrat, wollte jedoch das Mädchen sich bescheiden entfernen, aber er bat, daß sie bleiben möchte, da er etwas mitzutheilen habe, was hauptsächlich für sie von Wichtigkeit sei. Albertine mußte also Platz an seiner Seite nehmen, und sein Vortrag fesselte bald ihre ganze Aufmerksamkeit. Der Fremde war ein Reisender, welcher, seiner Aussage nach, den Auftrag einer verstorbenen Freundin zu erfüllen hatte. Er nannte den Namen Cläry, und von ihm wurden Mutter und Tochter, wie von einem electrischen Schlag, getroffen. „O meine Cläry!“ rief klagend Albertine, „todt ist sie, todt? Ach Mütterchen, weißt du noch mit welcher Liebe sie dich und mich behandelte, und welche Freude es ihr gewährte, mich zu malen.“ In lebendigen Bildern traten alle die Scenen, welche Tinchen mit der Verstorbenen verlebt hatte, vor ihre Seele, und heftig davon ergriffen, verhüllte sie

ihr Gesicht ins Taschentuch, und ließ ihren Thränen freien Lauf. Die Mutter aber bat den Fremden, in seiner Erzählung weiter zu gehen. Dieser fuhr fort: „ich habe die Bekanntschaft der Madame Cláry in Frankreich gemacht, und in ihr sowohl die geschickte Künstlerin, als auch die edle Freundin verehrt. Viele genußreiche Abende danke ich ihrem Kunstsinne, und ihrem vortrefflichen Gemüth. An Einem derselben zeigte sie mir das liebliche Bild eines holden jugendlichen Geschöpfes, von ihrem meisterhaften Pinsel gemalt. Ueber das Gemälde schon als Kunstproduct entzückt, konnte ich aber auch mein Gefallen an dem Gegenstand selbst nicht bergen. Madame Cláry bemerkte es mit Vergnügen, und versicherte, daß das Original lebe, und ihr sehr theuer wäre. Nun erzählte sie mir von ihrem Aufenthalt in dieser Stadt, wie sie hier krank gelegen, und von der Tochter ihrer guten Hauswirthin mit unermüdeter Treue und Zärtlichkeit gepflegt worden sei.“ „Dieses ist,“ fuhr sie mit Feuer fort, und zeigte auf das Portrait, „dieses ist das liebe Mädchen, das ich sogleich mit mir genommen, und es in alle Kinderrechte eingesetzt haben würde, wenn ich nicht dadurch eine glückliche Vereinigung zwischen einer würdigen Mutter und Tochter

hätte trennen müssen, welche Grausamkeit ich mir nicht erlauben konnte; aber, wenn ich sterbe, es sei bald oder spät, so wird Albertine Erbin meiner ganzen Habe. Der Fall ist leider nun eingetroffen," fuhr der Fremde fort, „und ich bin von Madame Cláry einige Stunden vor ihrem Hinscheiden beauftragt worden, die gerichtliche Verschreibung ihres Vermögens Ihnen einzuhändigen." Er trat zu Albertine, und wollte ihr die Papiere übergeben, doch diese sank schluchzend in die Arme der Mutter, und flüsterte: „O Mutter vergönne mir nur einige Augenblicke Erholung. Du wirst in meinem Herzen lesen können, welche mannigfaltigen Gefühle in diesem Augenblick darinnen aufgeregt sind. Sprich du für mich." „Verzeihen Sie," versetzte Frau Weber, „verzeihen Sie dem überraschten Mädchen. Schmerz und Freude machen sie unfähig, ihre Empfindungen auszudrücken. Schmerz, über den Verlust der edlen Frau und Freude, — daß durch ihre großmüthige Verordnung, wir vom Abgrund der Armuth, auf die Höhe der Wohlhabenheit versetzt werden. Nur der, welcher sich von der dunkeln Nacht schwerer Sorgen umgeben, und dieselbe auf einmal durch einen freundlichen Sonnenblick erhellt sah, nur der kann sich vorstellen, wie

mir jetzt zu Muthe ist; und ich müßte meine Tochter nicht kennen, wenn ich nicht behaupten wollte, daß sie alle diese Gefühle mit mir theilt. Nicht wahr, Tinchen?" Frau Weber schloß ihre Rede, und richtete sanft der Tochter Haupt von ihrer Schulter empor. Albertine etwas gesammelt, erwiederte: „Gewiß ist es so, ja ich segne die verehrte Cläry jenseits für ihre Liebe." Mit verhaltener Rührung, begann der Fremde nun wieder: „Ach meine Theuern, Mein Auftrag ist noch nicht zu Ende, und was jetzt folgt, ist mir höchst unangenehm, Ihnen zu entdecken, und doch muß es seyn, mein Gewissen fordert es von mir, Ihnen Nichts, Nichts zu verschweigen." Erstaunt sahen Mutter und Tochter auf den Unbekannten, der einen Kampf mit seinem Innern zu bestehen schien. Ruhig, dem Scheine nach, bat ihn Frau Weber, sie mit Allem bekannt zu machen, was sie wissen müßten. „Gut" entgegnete er, „ich folge Ihrer Aufforderung, und bekenne, daß wohl der Wille der Madame Cläry Ihnen liebenswürdige Albertine, die Erbschaft unstreitbar bestimmt, aber Ihr Herz soll nun entscheiden, ob Sie dieselbe annehmen können, oder nicht. Es hat nämlich, kurz nach dem Tode Ihrer Freundin, die Schwester derselben das

Unglück getroffen, daß sie ihr ganzes Vermögen durch einen unglückchen Brand verlor, und mit einer Tochter dem drückendsten Mangel Preiß gegeben wurde. Sie hörte von dem Tod ihrer Schwester, und die Hoffnung, durch die Hinterlassenschaft derselben aus ihrer grenzenlosen Noth gerettet zu werden, trocknete die Thränen, welche der Schmerz über den Verlust der Theuern, ihr entlockte: da sprach das Gericht gegen sie, erklärte alle ihre Forderungen für nichtig, und sagte Ihnen den Besitz zu. Ich übernahm es nun, als Freund jener würdigen Familie, persönlich mit Ihnen die Sache zu verhandeln, und Sie um Ihre Entscheidung zu bitten, vielleicht, daß ein Vergleich —" „Nicht doch, nicht doch," versetzte hastig Albertine, „wenn es so ist, dann — ja dann — gehört Nichts mein. Mutter vergib!" rief sie, fiel ihr weinend um den Hals, und setzte halb leise hinzu: „nicht wahr, wir nehmen Nichts von diesem Erbgut? Nicht wahr, wir bleiben arm?" Tief erschüttert, drückte Frau Weber das geliebte Kind fest an sich, große Thränen perlten über ihre Wangen, und lange konnte sie nicht sprechen. Endlich wandte sie sich gegen den Fremden, und sagte: „Mein Herr! haben Sie den Willen meiner Tochter gehört? Er

ist auch der meinige. Gott hat es für gut gefunden, uns auf eine schwere Probe zu stellen; doch ungeblendet vom Glanz des Goldes, hat unser Sinn Gottlob das Rechte erkannt. Wir treten alle Ansprüche auf jene Erbschaft ab, und überlassen sie mit unserm Segen, der doppelt unglücklichen Schwester unserer geliebten Cläry. Dieses sei das Opfer des Dankes, das wir der Verklärten für ihr liebendes Andenken bringen." Länger konnte sich der Fremde nicht halten. Er riß sich schnell los, und sagte nur noch: „Ich kehre bald zurück, bald bin ich wieder bei Ihnen." Betroffen blickten ihm Albertine und die Mutter nach. Die heftige Bewegung, in welche er gerathen war, konnten sie sich nicht erklären; auch hatten sie mit ihrem eignen Innern viel zu thun. Erschöpft und sanft weinend, warf sich Albertine auf einen Stuhl. Die Mutter saß ihr gegenüber, den Kopf in die hohle Hand gestützt, und eine lange Pause trat ein, in welcher beide sich zu sammeln suchten. Endlich unterbrach Albertine das Schweigen: „Mutter, Mutter, das war ein schöner, doch kurzer Traum! Der Himmel weiß es, an mich dachte ich nicht, nur daß deine Sorgen gehoben seien, dieß machte mich unnennbar glücklich; auch wollte ich Nachbars Rös-

chen viel Gutes thun, und meine arme Freundin in N. mit manchen Bedürfnissen versehen, welche sie, wie wir, entbehren muß."

Das Auge der Mutter ruhte mit schmerzlichem Ausdruck auf der geliebten Tochter, dann gieng sie an ein Wandschränkchen, nahm das liebe Bibelbuch heraus, und las die trostvollen Sprüche: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und lässet sich begnügen (1 Timoth. 6, V. 6) und: „Es ist besser ein Wenig mit der Furcht des Herrn, denn großer Schatz, darinnen Unruhe ist." (Sprüchw. Salom. 15, V. 16.) dann umfaßte sie zärtlich Albertinen, und sagte: Laß uns meinen, es sey Nichts vorgefallen. Nimm dein Strickzeug, ich setze mich ans Spinnrad. Gott wird uns nicht verlassen. Reichthum konnte uns wieder genommen werden, doch wohl uns, nicht unsere Herzen voll Liebe, und diese soll und wird uns gegenseitig erheitern und trösten." In traulicher Unterhaltung saßen nun Beide bei ihrer Arbeit, da klingelte es abermals. „Mein Gott, wieder der Reisende und ein Frauenzimmer," äusserte Frau Weber, und Albertine wollte entschlüpfen. Doch schneller, als sie ins Nebenzimmer eilen konnte, waren die Fremden ins Stübchen, das auf ebner Erde war, ein-

getreten. Mit leuchtenden Augen und offenen Armen giengen sie auf Mutter und Tochter zu, und riefen: „Verzeihung, Verzeihung für die letzte bittere Stunde, o die Fülle der Freundschaft, soll sie Euch, Ihr edlen Menschen in Zukunft versüßen!" „Was ist das?" fragte betretten Frau Weber, und auch Albertine trat einige Schritte zurück. Doch die Dame nahm Letztere bei der Hand, und sagte: „Liebliches Mädchen, deine Tugenden haben dir nicht nur ein reiches Erbgut, sondern auch eine treue Freundin fürs ganze Leben gewonnen. Meine gute Tante hat dich mit Recht mütterlich geliebt, und Niemand soll dir ihr Vermögen streitig machen. Wahr ist es, meine Mutter und ich hatten das Unglück, durch das fürchterliche Element des Feuers, Alles, was wir hatten, zu verlieren. Aber dieser edle Mann hier, schon vor jener traurigen Begebenheit mit mir verlobt, verließ auch das arme Mädchen nicht, ich wurde seine Gattin, und bin nebst meiner Mutter durch seinen Reichthum an liebevollen Gesinnungen, so wie an äussern Gütern, unaussprechlich glücklich und vor Mangel geschützt. Entschlossen, künftig zu unserm Wohnsitz diese Stadt zu wählen, weil ihrer die liebe Tante bis an ihrem Tod immer mit so großer

Vorliebe erwähnte, wollten wir, dir meine Albertine das Erbgut selbst einhändigen." Der Gatte nahm hier das Wort, und fuhr fort, zu Frau Weber gewendet: „Wir hörten von ihrer beschränkten Lage, und nun kam ich auf die Idee, diejenigen zu prüfen, mit welchen wir durch den Willen der Tante so enge vereint werden sollten; denn nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihre Gesinnungen, gebot sie den Ihrigen auf Sie überzutragen, und so gestattete ich mir denn, Sie mit jenem erdichteten Zweifel zu beunruhigen. Verzeihen Sie mir, edle Frau, verzeihe mein Schwesterchen!" Er reichte mit herzlichem Wohlwollen Albertinen die Hand, welche umschlungen von Konstanze (so hieß die Fremde) sich unbeschreiblich glücklich fühlte. Auch Frau Weber war innig gerührt, und ergoß, an ein entferntes Fenster gelehnt, mit gefalteten Händen ihre fromme Dankbarkeit, in einem kurzen, aber heißem Gebet zu Gott.

Konstanze war auch Künstlerin, und fand so viel Talent und Lust bei Albertinen, daß sie solche in die Lehre nahm, und bald große Ehre und Freude an ihrer Schülerin erlebte. Innige Freundschaft verband Beide, so wie ihre Mütter; und es gab nicht leicht einen glücklicheren

Familienverein, als den ihrigen. Der Besitz des Vermögens, gestattete Albertinen, ihrer Neigung wohlzuthun, ungehindert folgen zu dürfen, und viele Nothleidende fanden Trost und Hülfe bei ihr. Ja der Segen der Armen ruhte auf ihrem Leben, und sicherte und erhöhte ihr inneres und äusseres Glück.

Inhalt.

	Seite.
Wilhelm, der gute Sohn	1
Die Großmutter	25
Das Gelübde	32
Gustchen und ihre Hühner	69
Adelberts Fußreise und ihre Folgen . . .	75
Der Jugendfreund	91
Das Weidenkörbchen	106
Das Denkmal	128
Das Christfest	136
Die Spinnerin	149
Die Mondnacht, oder der Furchtsame . . .	156
Der kleine Held, oder Hugo der Kühne . .	165
Die Christblume und das Rothkehlchen . .	172
Die Erbschaft	179

Nürnberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gemählde aus der Jugendwelt in moralischen und unterhaltenden Erzählungen mit Kupfern

Nürnberg 1826

Paed.pr. 1181
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759774-5